

Frida Nef

Wenn das Leben einen Sinn hat

CAUX VERLAG LUZERN

Titel der französischen Originalausgabe:
UN SENS A LA VIE

© 1979

Caux Verlag-, Theater- und Film-AG, Luzern

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Druck: Mengis + Sticher, Luzern

ISBN 3-85 601-019-X

Printed in Switzerland

WENN DAS LEBEN EINEN SINN HAT

Vorwort	7
Einleitung	11
Kindheit	13
Ich verdiene mein Leben	28
Im Schülerheim	37
«La Grande Aventure»	50
Caux	71
In Frankreich	82
In den Niederlanden	87
In Lateinamerika	91
Eine neue Backstube	108
Indien	113
In der Türkei	132
Schlußwort	134

VORWORT

Als Frida Nef mir ihr Manuskript vorlegte, zögerte sie noch, ihre Lebensgeschichte zu veröffentlichen, obwohl Freunde sie dazu drängten. Sofort und mit Überzeugung habe auch ich sie zu diesem Schritt ermutigt. Denn ich glaube, daß eine so einfach und aufrichtig erzählte Geschichte anderen Menschen helfen kann, den Sinn des Lebens – und besonders ihres eigenen Lebens – zu finden. Ich freue mich deshalb, dem Leser dieses Buch vorzustellen.

Viktor Frankl, der in Wien den durch Freud berühmt gewordenen Lehrstuhl innehat, sieht in der Sinnentleerung die Krankheit unserer westlichen Zivilisation: die meisten Zeitgenossen wüßten nicht mehr, wofür sie lebten. Er fügt hinzu, sie erröteten zwar heute nicht mehr wegen Sex wie zu Freuds Zeiten, sondern viel eher wegen der Religion. Doch einzig das Gewissen, «hinter dem Gott steht», ermögliche den Menschen, den Sinn des Lebens zu finden.

Es erscheinen zwar viele Bücher mit Lebensberichten berühmter Missionare oder bedeutender Evangelisten. Aber sie handeln von außergewöhnlichen Menschen, die lange Studien betreiben konnten und mit großer

Beredsamkeit begabt waren. Der Leser braucht sich durch sie nicht persönlich betroffen zu fühlen, wenn er sich dieser Vorrechte nicht erfreuen kann. Diese Menschen verfolgen zudem eine religiöse Laufbahn im theologischen Sinne, zu der sich der Leser keineswegs berufen fühlt. Ich glaube deshalb, eine Lebensgeschichte wie diese hier ergänzt die andern Biographien wirkungsvoll: die Geschichte einer einfachen Frau mit einer schweren Jugend, die aus Verpflichtung Gott und dem Nächsten gegenüber jahrelang in einer Backstube hart gearbeitet und gutes Gebäck gebacken hat.

Ihr Buch ist aber zu persönlich, als daß ich mich in allgemeinen oder psychologischen Kommentaren verlieren möchte. Es veranlaßt mich vielmehr, meinerseits in der ersten Person zu schreiben. Wenn Frida Nef mich um dieses Vorwort gebeten hat, so deshalb, weil wir der gleichen geistigen Familie angehören. Ich habe sie gut gekannt zu jener Zeit, als sie die «Grande Aventure» gegründet und geleitet hat, wie auch ihre Freundin Marie-Liette, und ich habe ihre Begeisterung geteilt. Es waren einfache und konkrete Zeugnisse wie die ihren, die mich persönlich trafen und mein Leben änderten.

So hatte auch ich mein Abenteuer, ein ganz anderes zwar, aber doch wieder ein gleichartiges wie Frida Nef. Eines von universeller Art, das alle erleben, die Gott aufgerufen hat, durch die ganze Geschichte hindurch und über die ganze Erde hinweg, alle, die ihm die Führung ihres Lebens überlassen – soweit das uns stolzen, selbstsüchtigen und diskutierfreudigen Menschen möglich ist.

So erkennt man gerade in der Verschiedenartigkeit unserer Berufung die tiefe Gemeinsamkeit unserer Erfahrung – der Erfahrung einer wachsenden Verbundenheit mit Gott, die aus der Zeit der Besinnung und der Stille kommt, und man sieht ihre Früchte, deren Preis ein nicht immer leichtes Gehorchen ist.

Man befragt mich oft über diese Zeit der Besinnung, die mir seit sechsundvierzig Jahren geholfen hat, mich selber besser zu erkennen und besser zu verstehen, was Gott von mir erwartet. Ich kann auf diese Frage stets nur antworten: «Versuchen Sie es!» Um damit zu beginnen, ist das Beispiel derer, die diese Zeit der Stille praktizieren, viel wirksamer als irgendwelche Ratschläge.

Paul Tournier

EINLEITUNG

Ich fühlte mich völlig verloren . . . Ich wartete auf meinen Koffer, der nicht kam. In einem Büro sagte man mir, ich hätte das Flugzeug eine Stunde zu früh verlassen und sei nicht in Atlanta, wohin ich eigentlich wollte. Ich war von Südamerika gekommen und hatte mich auf meine Uhr verlassen, ohne zu wissen, daß unterwegs eine Zeitverschiebung stattfinden würde. Bestürzt lief ich so schnell ich konnte zur Piste zurück, wo ich im letzten Augenblick die Maschine wieder erreichte.

Wie groß war meine Erleichterung, als ich in Atlanta mit einem fröhlichen Lachen begrüßt wurde: es war meine Freundin Frances. Sie brachte mich in ihre große, schöne Villa. Ringsum sah ich hübsche Häuschen, von blühenden Gärten umgeben.

Eines Tages wollte Frances mit mir in die Berge fahren und mir eine Alpweide zeigen, die ihr gehörte. Ich sah nur eine völlig ebene Landschaft. Berge? Alpweiden? War es ihr ernst damit? Nach einigen Stunden Fahrt begann der Wagen auf einer steinigen Straße höher zu klettern, und bald befanden wir uns auf einer Wiese, die mit kleinen Bergblumen übersät war. Unter einem sonnigen Herbsthimmel weideten Frances' Pfer-

de. Wir verzehrten unsern Imbiß in einer Hütte inmitten der grünen Matten.

Während dieses Ausflugs und in den kommenden Tagen lernten wir einander besser kennen. Ich fühlte mich wie zu Hause in dieser freundlichen Umgebung. Allmählich wurde mir aber klar, daß wir aus ganz verschiedenen Verhältnissen stammten. Frances' Vater war der Gründer des «Retail Credit», aus dem eines der großen amerikanischen Unternehmen hervorgegangen ist. Ich dagegen komme aus einer einfachen Arbeiterfamilie in der Schweiz.

Ich hatte Frances aus meinem Leben erzählt, und eines Tages sagte sie mit großer Überzeugung: «Frida, du mußt deine Geschichte aufschreiben.» – «Das könnte ich nie», entgegnete ich.

Als etwa ein Jahr später meine Freunde Gisèle und Oscar mir dasselbe vorschlugen, schien es mir doch ein Fingerzeig von oben zu sein. Obwohl ich mich ganz unfähig fühlte, machte ich mich an die Arbeit, und so ist dieses Buch entstanden.

KINDHEIT

Meine Familie

Im kleinen Appenzeller Dorf Gais in der Schweiz kam ich an einem Maimorgen zur Welt. Von meiner Mutter habe ich erfahren, daß es ein herrlicher Frühling war. Die Bäume standen in voller Blüte. Dann, in der Nacht vor meiner Geburt, fiel so viel Schnee, daß am nächsten Tag viele blühende Äste unter der schweren Last brachen. Die Astrologen hätten mir wahrscheinlich keine glückliche Zukunft vorausgesagt. Ich war noch sehr klein, als wir in die Nähe von St. Gallen zogen. Jedesmal, wenn meine Mutter mit uns nach Gais fuhr, waren ihre Freunde neugierig zu erfahren, was aus dem Kind geworden sei, das unter solch traurigen Vorzeichen zur Welt gekommen war.

Wir waren fünf Kinder: ein älterer Bruder und eine Schwester, ich die Dritte, und nach mir kamen noch ein Bruder und eine Schwester. Ein weiterer Bruder starb schon als kleines Kind.

Mein Vater war Weber. Er arbeitete zu Hause, hatte aber auch eine Anstellung bei einem Fabrikanten. Seine Aufgabe dort war das Einrichten und Reparieren

der Webstühle. Damals war die Handweberei ein schöner, begehrter Beruf. Vater hatte ihn von meinem Großvater übernommen. Sie reisten zusammen oft in entfernte Dörfer, um Webstühle wieder in Gang zu setzen.

Mein Vater hatte einen offenen Geist und war ein leidenschaftlicher Leser. Auf unserem Dachboden standen Kisten voller Zeitschriften, Kalender und Bücher jeder Art. Wenn er alles gelesen hatte, was ihm gerade unter die Hände kam, schickte er eines von uns auf den Dachboden, um ihm einen Stapel seiner Bücher herunterzuholen, die er dann von neuem las.

Das Leben ist nicht leicht

Ich glaube, daß Vater meine Mutter geliebt hat, doch war er leider dem Alkohol verfallen. Wenn er für seinen Beruf unterwegs war, mußte er oft die Mahlzeiten in Gasthöfen einnehmen. Dies war sein Verhängnis. Es kam soweit, daß er fast alles vertrank, was er verdiente. Oft hatten wir zu wenig Geld, um Brot zu kaufen.

Meine Mutter schickte manchmal zwei von uns aus, ihn in den Wirtshäusern zu suchen. Davor fürchtete ich mich wie vor nichts anderem – es war jedesmal ein richtiger Alptraum. Wir schämten uns zutiefst, wenn unser Vater betrunken war. Draußen vor den Fensterscheiben standen wir und versuchten, seine Stimme zu erkennen. Dann traten wir zitternd in die Wirtsstube, wohl wissend, daß die Männer lachen und die Servier-töchter uns spöttisch ansehen würden. Ach, wie haßten

wir diese Frauen! Wenn wir die Wirtsstube mit den paar Rappen, die er uns für Brot gegeben hatte, verlassen konnten, fiel eine Last von uns ab.

Trotz allem behielt meine Mutter ihren Appenzeller Humor. Oft schickte sie uns mit dem Auftrag weg: «Geht, sucht euren Vater und sagt ihm, zu Hause warte jemand auf ihn.» Manchmal gelang die List, und Vater kam mit uns, neugierig auf den Besuch. Dann sagte Mutter einfach: «Ich bin es, die auf dich wartet!»

Kleider nach der Mode

Die Mittel zu finden, uns zu ernähren und zu kleiden, war die ständige Sorge meiner Mutter. Es kam nur sehr selten vor, daß sie uns ein Paar Schuhe oder ein Kleid kaufen konnte, aber dann wurde es zu einem richtigen Fest. Nie hat sie jemanden um Hilfe gebeten, doch errieten einige Leute unsere Not und gaben uns ihre getragenen Kleider. Andere, die nicht erkannt sein wollten, legten ihre Gaben hinter der Türe ab.

Mutter konnte alles verwerten. Sie richtete die Kleider für uns her. Es durfte kein Knopf fehlen! «Das gehört sich nicht für eine anständige Frau», sagte sie. Um die Mode kümmerte sie sich hingegen überhaupt nicht. Meine Schwester und ich schämten uns der viel zu langen Kleider und fürchteten den Spott unserer Kameradinnen. Deshalb verschafften wir uns im geheimen Sicherheitsnadeln, mit denen wir unsere Röcke hochsteckten. Wir gingen etwas früher von zu Hause fort. Sobald man uns nicht mehr sehen konnte, versteckten

wir uns hinter einem Baum oder einem Strauch. Dort wurden, so gut es eben ging, die Säume hochgekrem-pelt. So kamen wir mit kurzen Kleidern in der Schule an! Auf dem Heimweg das gleiche Spiel; die Sicher-heitsnadeln verschwanden, und mit langen Röcken ka-men wir nach Hause!

Unsere wenigen Sachen mußten wir mit großer Sorg-falt behandeln: Kaum waren die ersten schönen Früh-lingstage da, wurden unsere Schuhe in einen Schrank geschlossen und kamen erst im Herbst wieder zum Vor-schein. Wir gingen barfuß und waren dabei fast die ein-zigen. Wie beneideten wir unsere Kameradinnen um ihre hübschen Sandalen! Beim ersten Frost bestürmten wir Mutter, uns doch die Schuhe wieder herauszuge-ben. Ach, welch herrliches Gefühl, warme Füße zu ha-ben!

Trotz all dieser Not verlor unsere Mutter nie den Mut, denn sie hatte einen unerschütterlichen Glauben. Um ihre fünf Kinder zu ernähren, arbeitete sie oft bis zum Morgengrauen. Mit einer ganz feinen, spitzen Schere schnitt sie Stickereien aus, eine Arbeit, die sehr viel Geschicklichkeit erforderte und wenig einbrachte.

Eines Morgens – das ist eine meiner frühesten Erinne-rungen, ich mochte drei oder vier Jahre alt gewesen sein – waren wir beim Frühstück, das wie immer aus Milch und Brot bestand. Mutter war sehr still und sah müde aus. Ich saß neben ihr und bemerkte, daß sie außer ei-ner Tasse Milch nichts zu sich nahm. Auf meine Frage: «Warum ißt du kein Brot?» bekam ich zur Antwort: «Mir genügt die Milch; ihr aber, ihr braucht das Brot!» Diese Antwort habe ich nie vergessen.

Meine Großeltern

Mutter kam aus einer Familie mit dreizehn Kindern. In seltener Liebe und Verbundenheit lebten ihre Eltern fünfzig Jahre lang zusammen. Wir hatten eine große Hochachtung vor ihnen. Noch mit achtzig Jahren stiegen sie jeden Morgen in ihren Keller hinunter, um zu weben. Wie freuten wir uns, sie zu besuchen und das Schifflin von einer Seite des Webstuhls zur anderen fliegen zu sehen!

Sie lebten ganz einfach. Ein Bild werde ich nie vergessen: das gemeinsame Essen. Sie saßen an einer Ecke des Tisches und aßen aus demselben Teller, der etwas größer war als die andern. Zuerst bediente Großvater alle. Dann, wenn er selber zum Essen kam, stieß er geschickt mit der Gabel alle leckern Bissen auf die Seite der Großmutter. Sie schob sie ihm schnell wieder zu. Am Ende dieses munteren Spiels blieben nur noch die besten Stücklein übrig, die sie dann redlich teilten.

Von ihnen hatte Mutter ihren einfachen, felsenfesten Glauben. Ihre Brüder und Schwestern haben uns oft bestätigt, daß sich meine Mutter nicht ein einziges Mal bei ihren Eltern beklagt oder sie um Hilfe gebeten habe. Auf unsere Frage, warum sie Vater geheiratet habe, kam die Antwort: «Ich wußte um seine Schwäche, aber ich liebte ihn und hoffte, etwas für ihn tun zu können.»

Sie hatte ihm Treue versprochen bis ans Ende. In den schlimmsten Augenblicken setzte sie ihre ganze Hoffnung auf Gott.

Zerlöcherte Schuhe und Belohnungen

Ich erinnere mich noch an einen Tag, da der viele Schnee zu schmelzen begann. Meine Schuhe hatten Löcher, und wie ich von der Schule nach Hause kam, waren meine Füße ganz naß. «Morgen kannst du nicht zur Schule gehen», sagte meine Mutter, «du mußt warten, bis du neue Schuhe hast.» Mir wurde bange, denn ich war nicht sicher, ob man wegen zerlöcherter Schuhe der Schule fernbleiben dürfe. Man kann sich unsere Freude und Überraschung vorstellen, als am nächsten Morgen drei Paar Schuhe in Reih und Glied vor unserer Haustüre standen. Ein Paar paßte mir wie angegossen. Das machte mir einen tiefen Eindruck, und ich ahnte, daß da ein wunderbares Geheimnis dahinter liegen müsse.

Wir machten viele derartige Erfahrungen und spürten, daß all dies geschah, weil unsere Mutter Gott liebte. Oft, wenn wir in ihr Zimmer traten, fanden wir sie beim Beten. Obwohl sie sanft war, wie es eine rechte Mutter ist, war sie nie sentimental. Sie schonte uns nicht, lehrte uns arbeiten, ihr beim Haushalt oder bei andern Verrichtungen zu helfen. Samstags hatte jedes seinen Teil beim Hausputz zu leisten. Weil wir während der Woche selten Fleisch auf dem Tisch hatten, war es ein Genuß, wenn als Belohnung jedes zum Nachtessen einen Servelat oder ein heißes Würstchen bekam, das wir mit den Fingern essen durften. Das war ein Festessen, auf das wir uns schon Tage vorher freuten.

Beim Holz sammeln

Während der Ferien verbrachten wir oft ganze Tage im Wald, um dürres Holz für den Winter zu sammeln. Es war viel nötig, um die Wohnstube den ganzen Winter hindurch zu heizen. Meistens zogen wir zwischen fünf und sechs Uhr morgens los, in der Tasche ein Stück Brot und ein wenig Käse. Das gesammelte Holz luden wir, nachdem wir es sorgfältig gebündelt hatten, auf kleine Leiterwagen. Unser liebster Weg führte uns zu einem Weiler auf der Höhe, der ringsum von Wald umgeben war. Dort gab es einen schilfbewachsenen Teich und eine kleine Kirche mit spitzem Turm, die zu einem Kloster aus dem Jahr 1244 gehörte. Die alten Gebäude und der Teich verliehen dem Dörflein einen besonderen Reiz und hatten es im ganzen Kanton bekannt gemacht.

Mit unsern kleinen Wagen kamen wir schon in aller Frühe dort oben an. Die Luft war noch recht kühl und alles ganz still. Wir klopfen an die Klostertüre. Das vergitterte Fenster öffnete sich, und wir baten die Nonne, uns für einen Zehner «Kröpfli» (Anis-Plätzchen) zu verkaufen, die man im Kloster besonders gut machte. Wir wußten, daß sie uns die Taschen ganz füllen würde. Etwas beschämt, aber überglucklich machten wir uns dann ans Holz sammeln.

Wir beeilten uns, möglichst schnell fertig zu werden, denn der Tag durfte nicht ohne eine kleine Fahrt auf dem Teich zu Ende gehen. Eigentlich hätten wir dafür etwas bezahlen müssen, und bei Wind durfte niemand mit dem Boot hinaus. Aber wir konnten der Versu-

chung nicht widerstehen, heimlich loszufahren. Es war nicht leicht, im Schilf zu rudern, besonders wenn das Wasser bewegt war. Klopfenden Herzens kamen wir dann zurück, etwas schuldbewußt zwar, aber froh, daß nichts passiert war. Manchmal aber, wenn der See ruhig war, freuten wir uns, vom Boot aus die Sonne hinter dem Dörflein und dem Wald untergehen zu sehen. Nie werde ich diese Abende vergessen, weil sie mir zeigten, daß das Leben auch schön sein kann. Nach einem solchen Erlebnis waren wir froh gestimmt, und der Abstieg schien uns viel kürzer als sonst.

Ein Korb voller Früchte und ein Bett aus Laub

Im Herbst fragte uns unser Nachbar, ein Bauer, ob wir ihm beim Obstpflücken helfen wollten. Ein Korb voller Früchte war dann unser Lohn. Welch ein Genuß, in die saftigen Äpfel und Birnen zu beißen und davon zu essen soviel man wollte! Wir wurden zwar oft von den Wespen gestochen, doch waren das unsere schönsten Ferien.

Anfangs Winter zogen wir zum Laubsammeln los, um unsere Säcke zu füllen, die uns als Matratzen dienten. Nach einem Jahr waren sie schlaff geworden, und in den Mulden schief es sich nicht mehr gut. Wir legten die neuen Blätter einige Tage an die Sonne, damit sie auch richtig trocken wurden. An einem schönen Morgen wurde das alte Laub aus den Säcken geschüttelt. Mutter wusch sie und hängte sie an die Sonne. Am

Abend wurden sie ganz prall mit neuem Laub gefüllt. Wenn Mutter sie dann zusammennähte, sagte sie: «Ihr werdet sehen, wie gut ihr heute nacht schlafen könnt!» Tatsächlich war es herrlich, sich auf die vollen Säcke zu werfen und den Duft von sonnengetrocknetem Laub einzuatmen.

Warum?

Ich mochte etwa zehn Jahre alt gewesen sein, als mein Bruder und ich in den Ferien zu einem Gärtner geschickt wurden, um etwas Geld zu verdienen. Für zehn Rappen Stundenlohn mußten wir in der brennenden Sonne Unkraut jäten. Um acht Uhr morgens fing die Arbeit an. Am Mittag bekamen wir einen Teller Suppe und ein Stück Brot. Unser Essen bekamen wir auf der Treppe des Herrschaftshauses. Warum konnten wir nicht wie andere Kinder an einem gemütlichen Familientisch sitzen?

Sofort nach dem Essen ging die Arbeit weiter bis zum Abend. Wenn wir die andern Kinder lachen und spielen hörten, wurde unser Herz immer schwerer. Weil wir arm waren, weil unser Vater trank, mußten wir Geld verdienen, um uns ein Paar Schuhe oder sonst etwas zu kaufen. Eines Tages hatte ich wirklich genug. Ich weigerte mich, für fast nichts so schwer zu arbeiten.

Nachts in unseren Betten, wo wir zu zweit schliefen, stürmten tausend Fragen auf uns ein: Warum ist es so auf der Welt? Warum gibt es Reiche und andere, die gar nichts haben? Warum muß unsere Mutter so schwer

arbeiten? Warum sind wir so viel weniger wert als andere, und warum schaut man auf uns herab? Warum leben wir?

Schulzeit

Im Frühling 1914 kam ich zur Schule. Kurz darauf begann der Krieg. Ich sehe heute noch den Ausrufer mit seiner Trommel durch die Straßen laufen, um die Soldaten unter die Fahnen zu rufen. Für uns Kinder war das sehr aufregend! Ohne die wirkliche Gefahr zu erkennen, spürten wir den Ernst der Lage. Zu Hause wurden die Mahlzeiten immer kärglicher. Das Geld fehlte sogar für das Allernotwendigste. Oft hatten wir Hunger. Ich weiß noch, wie meine Geschwister und ich uns auf jedes Stücklein trockenes Brot stürzten.

In der Schule konnte man am Mittag Suppe bekommen. Wie froh waren meine Eltern darüber; für mich aber war es ein Alptraum. Ich war schwächlich und hatte fast nie Hunger. Vor allem verabscheute ich die Haferschleimsuppe, die ich so oft hatte essen müssen, wenn ich krank war. Wenn ich die große Emailtasse mit ihren schwarzen, abgesplitterten Stellen sah, geriet ich in eine richtige Panik. Ich wußte, daß ich nicht weggehen durfte, bevor die Tasse leer war, und so beschwor ich meinen jüngeren Bruder Hans, meine Suppe zu essen. Seine Kameraden machten sich über ihn lustig, aber er zog mich aus der Patsche, allerdings nicht ohne sich dabei auch einen persönlichen Vorteil herauszuholen. Wenn er wußte, daß ich ein Stückchen Schokolade oder sonst eine Schleckerei hatte, zwang er mich, sie

mit ihm zu teilen. Weigerte ich mich, so kam die kurze Drohung: «Dann esse ich auch deine Suppe nicht mehr!» Viele Jahre später haben wir miteinander über diese Erinnerungen gelacht.

Ich liebte den Lehrer sehr, bei dem wir die ersten drei Jahre zur Schule gingen. Als junger Vater von fünf Kindern verstand er die Armen und kannte das Leben. Er besaß ein großes Einfühlungsvermögen; nie hätte er mit einem Wort oder durch sein Verhalten unsere Empfindlichkeit, die sehr ausgeprägt war, verletzt.

In der Pause aßen alle meine Kameraden einen Apfel. Er hatte bemerkt, daß ich ihnen zuschaute, selber aber in keinen Apfel beißen konnte. Von da an rief er mich jeden Tag zu sich. Er zog, ohne daß die anderen es merkten, zwei Äpfel aus seiner Tasche und steckte sie mir zu. Das ging drei Winter lang so, an jedem Schultag. Es gibt wenig Menschen, an die ich mit soviel Verehrung und Dankbarkeit zurückdenke.

Mein Vater

Schwer lastete der Zustand meines Vaters auf uns. Eines Tages, als ich fröhlich mit meinen Kameradinnen von der Schule nach Hause ging, sah ich von weitem einen Betrunkenen, der von zwei Männern gestützt wurde. Das versetzte mir einen Stich, und ich dachte: «Wenn es nur nicht mein Vater ist!» Ich versuchte, langsamer zu gehen und meine Kameradinnen abzulenken, doch vergebens. Plötzlich schrien alle: «Dort ist ein Betrunkener, den wollen wir sehen!» Es war mein Vater. Ich kann die Demütigung nicht beschreiben, die

ich erlitt. In der Tasche ballte ich die Faust und schwor, alles zu tun, um nie mehr eine solche Schande zu erleben.

In diesem Augenblick faßte ich in meinem Herzen den wilden Entschluß, im Leben Erfolg zu haben. Von Jahr zu Jahr erschien es uns zu Hause unerträglicher, und die Verbitterung gegen den Vater wuchs. Oft sagten wir zu unserer Mutter: «Wenn wir einmal groß sind, werden wir arbeiten und gut verdienen. Dann sollst du es besser haben. Aber dann muß sich der Vater ändern oder ausziehen.» Mutter gab uns zur Antwort: «Betet für ihn, daß er anders wird; das ist mein einziger Wunsch. Tut nichts, das ihr später bereuen müßt. Denkt daran, daß er euer Vater ist.»

Am schlimmsten waren die Wochen vor meiner Konfirmation. Jeden Abend verbrachte mein Vater im Wirtshaus, und der Gedanke, er könnte an jenem Tag betrunken sein, bedrückte mich. Alle Geschenke, die ich bekam, hätten nicht ersetzen können, was ich mir über alles wünschte: die Gegenwart eines nüchternen, liebenden Vaters.

Am Vorabend des großen Tages kam er spät nach Hause und legte sich angezogen aufs Sofa. Ich schlief wenig in dieser Nacht. Um fünf Uhr morgens hörte ich ihn aufstehen. Eine innere Kraft trieb mich, sofort zu ihm zu gehen und mit ihm zu sprechen. So stellte ich mich vor ihn hin und sagte: «Vater, versprich mir, daß du heute nicht ins Wirtshaus gehst!» Überrascht schaute er mich an. «Ich muß jetzt einen Augenblick weg, aber ich werde zurückkommen», sagte er.

Ich beschwor ihn, mir nicht die Schande anzutun, im

Wirtshaus zu sitzen, währenddem ich in die Kirche aufgenommen würde. Ich glaube, die brennende Überzeugung, mit der ich zu ihm sprach, beeindruckte und rührte ihn. Er kam denn auch nach einer kurzen Abwesenheit zurück und verbrachte den ganzen Tag mit uns.

Weihnachten

Wie oft mußten wir Weihnachten ohne unsern Vater feiern, und wie bedrückt waren wir jeweils! Wenn er dann halbbetrunken nach Hause kam, schickte uns Mutter schnell zu Bett. Wir krochen unter unsere Decken; doch spitzten wir die Ohren, um sicher zu sein, daß ihr nichts passierte. Weil Mutter schweigen konnte und ruhig blieb, ging er meistens bald zu Bett, und wir waren sehr erleichtert.

Trotzdem hatten wir immer einen Christbaum, und wenn an Weihnachten Vater in unserer Mitte war ohne getrunken zu haben, war es für uns ein unvergeßlicher Abend. Vor Weihnachten leerten wir alle unsere Sparbüchsen, um unsern Eltern ein kleines Geschenk zu kaufen. Mutter konnte uns keine Spielsachen schenken, aber immer fanden wir ein Kleidungsstück oder sonst etwas Nützliches an unserm Platz. Das freute uns mächtig, doch eine unvergleichlich größere Freude war es, wenn Vater da war und wir ihm ein Geschenk geben konnten, wenn er glücklich aussah und sogar lächelte.

Zum Heiligabend kaufte jedes einen kleinen Leckerbissen, Fleischwaren oder sonst etwas, und das war für uns ein richtiges Weihnachtsessen. Die Reste bewahr-

ten wir zwischen den Vorfenstern auf, die voller Eisblumen waren und uns als Kühlschränke dienten. Diese Weihnachtsfeste, die wir als Familie erlebten, gehören zu unsern schönsten Erinnerungen.

Das Glück einer geeinten Familie

Meine Mutter gab die Hoffnung nie auf und betete, daß unser Vater von seinem Laster befreit würde. «Ich möchte von Gott nicht zuviel verlangen», sagte sie, «aber wenn Vater umkehren könnte, bevor er sterben muß – wenn wir nur zwei kurze Jährchen im Frieden als Familie leben könnten . . . Das ist mein größter Wunsch.»

Gott erhörte ihn. Nach siebenundzwanzig Jahren Ehe voller Kampf und Leiden wurde mein Vater für neun Monate in eine Trinkerheilstätte eingewiesen. Er kam als neuer Mensch heraus und bat meine Mutter um Verzeihung. Er war befreit. Zweieinhalb Jahre erlebten wir das Glück einer geeinten Familie.

Dann wurde er krank und starb mit neunundvierzig Jahren an Ostern 1930. Immerfort wiederholte er während seiner letzten Tage: «Helft eurer Mutter, tut alles für sie, was ihr könnt; ich bitte euch darum.» Ein paar Stunden, bevor sie ihm die Augen schloß, fragte ihn meine Mutter: «Bist du mit Gott und den Menschen im Frieden?» – «Ja», antwortete er sehr klar.

Neben ihm an der Wand hing seine Uhr an einem Nagel. Mit seinem letzten Atemzug hörte sie zu schlagen auf.

Ich will leben

Von diesen schweren Jahren blieben nicht nur seelische Wunden zurück. Unsere Gesundheit war durch die Unterernährung geschwächt. Bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr war meine Mutter nie sicher, ob ich am Leben bleiben oder sterben würde. Mit neun Jahren hatte ich eine Krankheit, deren Namen ich nicht weiß. Mein Körper war eine einzige große Wunde, meine Beine geschwollen und voll Wasser. Dazu kam noch Scharlach, und ich schwebte zwischen Leben und Tod. Am Pfingstmorgen, nach dem Besuch des Arztes, beugte sich meine Mutter über mein Bett mit der Frage: «Möchtest du nicht lieber in den Himmel gehen, anstatt so schwer zu leiden?» Diese Frage war ein Schock. «Ich will leben!» war meine Antwort.

Ich begriff, daß der Arzt mich aufgegeben hatte. Ob schon meine Mutter mir erklärt hatte, im Himmel könne ich bei den Engeln sein, wollte ich auf keinen Fall sterben. Als meine Mutter aus dem Zimmer ging, fühlte ich mich von allen verlassen. Ohne wirklich an den Gott zu glauben, von dem man mir erzählt hatte, sagte ich zu ihm: «Da es deine Sache ist, ob ich sterben werde, kannst du auch machen, daß ich lebe. Ich möchte so gerne das Leben kennenlernen. Wenn du mir erlaubst zu leben, kannst du mit mir tun, was dir gefällt.»

Später, in den schwersten Augenblicken meines Lebens, erinnerte ich mich an dieses Versprechen, und es half mir oft, den rechten Weg zu wählen.

ICH VERDIENE MEIN LEBEN

Mein erster Lohn

Mit vierzehn Jahren verließ ich die Primarschule. Einige Tage später fragte mich einer meiner Lehrer, ob ich seiner Frau, die krank war, helfen könnte.

Ich hatte Kinder immer sehr geliebt, mehr als Puppen. Da es in dieser Familie ein einjähriges Büblein gab, sagte ich sofort zu. Kurz darauf mußte sich seine Mutter einer Operation unterziehen. Gewisse Leute fanden, ich sei zu jung, um sie zu ersetzen; aber zu meiner Überraschung behielt man mich, und ich sorgte für das Kind und den Haushalt. Da ich viele Minderwertigkeitsgefühle hatte, tat mir dieses Vertrauen sehr wohl. Zum erstenmal spürte ich, daß ich eine Verantwortung trug, und war stolz, ein Kleinkind selbständig zu betreuen. Man hatte die Wiege in mein Zimmer gebracht, damit ich auf das kleine Wesen aufpassen konnte. Oft stand ich des Nachts auf und ging auf Zehenspitzen hin, um nachzusehen, ob es schlafe.

Ich machte auch meine ersten Kochversuche. Da ich sehr ehrgeizig war und noch wenig Übung hatte, gab ich mir riesige Mühe. Leider gelang mir nicht alles, und

ich war sehr zerknirscht, wenn ein Gericht mißriet. Glücklicherweise war mein Lehrer daheim ebenso verständnisvoll wie in der Schule. Ich habe deshalb meine erste Stelle in bester Erinnerung behalten und werde nie vergessen, welche Freude ich empfand, als ich den ersten Lohn entgegennahm.

Schweine besorgen

Der nächste Arbeitsplatz war ganz anders. Die Familie wohnte auf dem Land und betrieb eine Käserei. Neben dem Haushalt und der großen Wäsche, die man damals noch von Hand machte, mußte ich helfen, sechzig bis achtzig Schweine zu besorgen.

Nur mit Mühe kroch ich um vier Uhr morgens aus dem warmen Bett, um das nasse, kalte Gras aufzulesen, welches das älteste der Kinder für die Schweine gemäht hatte. Nachher mußte ich ihm manchmal helfen, den großen Schweinestall auszumisten. Ich kann nicht sagen, daß ich es mit Freude tat. Ich war der Meinung, ich sei kein Stallknecht; vor allem aber war es das «Parfüm» der Schweine, das ich nicht ausstehen konnte.

Von Zeit zu Zeit wurden die größten Tiere verkauft. Dann mußten wir um halb drei Uhr morgens aufstehen, in der Dunkelheit aufbrechen und eine Herde von zwanzig bis dreißig Schweinen zum Bahnhof im nächsten Dorf treiben, bevor der Straßenverkehr einsetzte. Wir brauchten ungefähr zwei Stunden, je nach der Laune der Tiere. Nach der Ankunft mußten wir sie wä-

gen und in Bahnwagen verladen, Bestimmungsort unbekannt – wahrscheinlich der Schlachthof.

War eine Anzahl Schweine verkauft, wurden sie durch andere ersetzt, die zu mästen waren. Leider sind Schweine ebenso fremdenfeindlich wie die Menschen. Die «Alteingesessenen» nahmen die Neuankömmlinge nicht an. Sie wurden kurz beschnuppert, dann brachen große Kämpfe aus, die zwei oder drei Tage dauerten, und all dies in ihrem Gehege, wo ohnehin sehr wenig Platz war.

Ich sehe mich noch mitten unter ihnen, ein mageres fünfzehnjähriges Mädchen, mit einem Stock bewaffnet, um sie am Beißen zu hindern. Ich hatte eine Todesangst vor diesen Tieren, die schrien und mich umherstießen.

Wie schwer die Umstände auch immer waren, die Mutter erlaubte uns nicht, eine Stelle vorzeitig zu verlassen. Sie war der Ansicht, es sei gut für uns, durchhalten zu lernen. Immerhin, diesmal fürchtete sie, die Arbeit könnte über meine Kräfte gehen. Nach sechs Monaten holte sie mich weg.

Sie hatte die Taschen voller Geld

Frau M., die mich darauf zur Mithilfe im Haushalt und im Laden anstellte, war siebzig Jahre alt. Ich teilte das Schlafzimmer mit ihr. Wenn sie während der Nacht einen Asthma-Anfall hatte, war ich voller Furcht, sie könnte sterben und ich wüßte nicht, was ich tun müßte.

Sie war eine gute Geschäftsfrau, aber sie vergaß ständig, ihre Einnahmen in die Kasse zu legen. Immer lief sie mit den Taschen voller Geld herum. Wenn sie abends zu Bett ging, fielen die Geldstücke zu Boden und rollten überallhin; ich las sie sogar unter dem Bett zusammen. Daß ich manchmal schrecklich in Versuchung kam, ein oder zwei Geldstücke in meiner leeren Tasche verschwinden zu lassen, weiß ich noch genau. Meistens konnte ich widerstehen, aber ein- oder zweimal steckte ich einen Franken ein. Dann aber dachte ich an meine Mutter, die uns gelehrt hatte, immer ehrlich zu sein. Beschämt legte ich das Geld an seinen Platz zurück.

Bei Frau M. lernte ich zudem Rohrstühle flicken. Mit viel Eifer ging ich an diese Arbeit. Ich sagte mir: «Wer weiß, vielleicht bist du im Alter froh, damit ein paar Rappen zu verdienen.» Für jeden geflickten Stuhl bekam ich einen bestimmten Prozentanteil. Zu jener Zeit waren die Löhne niedrig. Am Anfang erhielt ich fünfzehn Franken im Monat; nach und nach kam ich auf dreißig Franken.

Frühjahrsputz das ganze Jahr

Ich denke noch an eine Stelle bei einer vornehmen Familie. Das Haus stand am Zürichberg, mit einer prächtigen Aussicht auf die Stadt und den See. Wenn ich an alles zurückdenke, was ich dort erlebte, erscheint es mir wie ein böser Traum. Punkt sechs Uhr morgens mußte ich in der Küche sein. Wenn ich einmal fünf Mi-

nuten zu spät kam, drohte mir die Hausherrin mit Lohnabzug (ich verdiente dreißig Franken im Monat).

Man lacht oft über den Sauberkeitsfimmel der Deutschschweizerinnen; ich weiß nicht, ob sich das inzwischen geändert hat. In diesem Haus jedenfalls mußte ich jeden Tag sechs Zimmer gründlich reinigen, auch wenn sie nicht gebraucht worden waren. Es war wie ein ständiger Frühjahrsputz. Ich sehe mich noch murrend mein ganzes «Werkzeug» herbeischleppen: Besen, Schaufel, Bürste, Staubwedel für die Vorhänge, Spezialwedel für die Bilder und die Heizkörper, Leitern zum Abstauben der hohen Wände, Stahlspäne und Bodenwische, nicht zu vergessen den großen schweren Blocher mit verschiedenen Lappen zum Glänzen des Parkettbodens. Ich hegte bloß einen brennenden Wunsch: daß die Frau weggehen möchte, um Besorgungen zu machen. Dann mogelte ich nämlich und machte nur die Hälfte der Arbeit.

Meine Mahlzeiten bestanden aus dem, was ich aus der Pfanne kratzen konnte, und Knochen mit ein wenig Fleisch daran. Wenn ich mich in der Küche allein zu Tisch setzte, sagte ich zu mir selbst: «Jetzt friß, kleiner Hund.»

Während all der Jahre in verschiedenen Familien mußte ich hart arbeiten. Ich scheute mich nicht davor. Hörte ich aber Leute das Wort «Dienstmädchen» in einem abschätzigen Ton aussprechen, dann war ich so verletzt und gedemütigt, daß ich sie hätte erwürgen können. Wenn ich nicht später Hausherrinnen gehabt hätte, die ihre Angestellten liebten und achteten, und wenn ich selber keine Hoffnung für die Welt gefunden

hätte, wäre es wohl möglich gewesen, daß ich eines Tages an der Seite derer gekämpft hätte, die Haß und Gewalt benutzen, um Gerechtigkeit herbeizuführen.

In der Fabrik

Ich war ungefähr achtzehn Jahre alt, als ich von meinem Vater den ersten und einzigen Brief bekam, den er mir je geschrieben hat. Damals war er in der Trinker-Asyl-Anstalt. Er fragte mich, ob ich nach seiner Heimkehr nicht nach Hause kommen könnte, damit wir endlich ein rechtes Familienleben hätten. Das bedeutete, daß ich in einer Fabrik arbeiten mußte, was ich zutiefst verabscheute; doch konnte ich seiner Bitte nicht widerstehen.

In wenigen Wochen lernte ich weben, worauf man mir die Verantwortung für sechs automatische Webstühle übertrug. Ich webte Betttücher, Moltons, Küchentücher, Herrenhemdenstoffe. Weben ist ein interessantes Handwerk. Wenn man an jene Fabriken denkt, wo Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen Jahr für Jahr vom Morgen bis zum Abend die gleiche eintönige Arbeit verrichten, fragt man sich, wie sie überhaupt noch für etwas anderes offen sein können. Der Weber dagegen sieht unter seinen Augen die Stoffrolle wachsen, und wenn auf dem Stoff das rote Kreuz erscheint, bedeutet es, daß das Stück fertig ist. Er kann sehen, daß durch seine Hände etwas Nützliches und Interessantes geschaffen worden ist.

In meinem Arbeitssaal standen ungefähr zweihundert Webstühle. Man muß einmal die Gelegenheit ha-

ben, eine solche Werkhalle zu betreten, um sich klar zu werden, in welchem Höllenlärm da gearbeitet wird. Die Besucher halten sich meist mit beiden Händen die Ohren zu. Und doch gibt es Menschen, die ihr ganzes Leben lang, also vierzig bis fünfzig Jahre, in einer solchen Fabrik arbeiten. Dieser Lärm ist wahrscheinlich die Ursache der starken Schwerhörigkeit, die mich später befallen hat.

In der Fabrik tat sich mir eine ganz neue Welt auf: Ich lernte den Geist des Forderns kennen, den Neid der Arbeiter untereinander, das ungerechte Regiment einiger Vorgesetzter, sah da und dort einen Flirt. All das erzeugte in mir Klassenbewußtsein, Leiden, Auflehnung und Haß. Mir wurde plötzlich bewußt: was ich hier vor Augen hatte, geschah auch in der übrigen Welt.

Wir waren eine Schar junger Leute, Katholiken und Protestanten; wir diskutierten gern zusammen vor und nach der Arbeit. Wir fragten uns, ob es sich wirklich lohne, unser Leben lang zu arbeiten, gerade nur um zu essen, zu trinken und ein wenig Vergnügen zu haben. Nein, dachten wir, das kann bestimmt nicht das Ziel unseres Lebens sein.

Ich versuchte, in der Bibel eine Antwort zu finden, aber mir schien, nichts um mich herum entspreche dem, was dort geschrieben stand. Ich verglich das, was ich las, mit dem Leben der Christen, die zur Kirche gingen. Oft beobachtete ich im geheimen die Leute, die vom Gottesdienst kamen. Ich hätte so gern gewußt, ob sie glaubten, was sie gehört hatten, und ob es sie glücklich machte. Aber nichts auf ihren Gesichtern gab mir eine Antwort.

Alles oder nichts

Empört über die Ungerechtigkeit und Unordnung, die in der Welt herrschten, hatte ich den Wunsch, irgend etwas zu tun, damit sich das ändere. Aber ich hatte das Gefühl, in Ketten zu liegen, die ich nicht sprengen konnte, und das Wissen um meine Ohnmacht quälte mich. Ich klagte die Reichen an. Ich fand, daß sie mit ihrer Möglichkeit, sich zu bilden und ihr Leben nach Wunsch zu gestalten, als erste etwas tun müßten. In meinem Herzen tobte ein schwerer Kampf. Ich fragte mich, wo dieser Gott sei, der doch unserer Familie geholfen hatte. Konnte man an ihn glauben ohne zuverlässigen Beweis, daß es ihn wirklich gibt? Warum sah man keinen Menschen so leben, wie es in der Bibel steht?

Während Wochen und Monaten war ich von Zweifeln zerrissen. Tief in meinem Herzen sagte mir etwas: «Alles oder nichts.» Ich dachte, wenn Gott zu mir spräche und sich mir zu erkennen gäbe, dann würde ich ihm mein Leben geben, damit etwas in der Welt anders wird.

Ein Buch fällt mir in die Hände

Eines Tages fiel mir ein Buch in die Hände. Es war die Geschichte einer Frau, die einen Glauben gefunden und ihr Leben der Mission in China geweiht hatte. Die Erzählung erschütterte mich. Es war ein Wendepunkt in meinem Leben. Mein Entschluß war gefaßt: Auch ich wollte mein Leben für etwas Großes geben.

Ein inneres Feuer trieb mich, sofort etwas zu unternehmen. Zum erstenmal öffnete ich meiner Mutter mein Herz. Trotz aller Liebe zu ihr waren wir Kinder ihr gegenüber ein wenig gehemmt. Eine falsche Scham hinderte uns, ihr zu sagen, was in uns vorging. Diesmal aber, das spürte ich, mußte ich ganz offen mit ihr sein. Ich brauchte ihre Hilfe und ihre Einwilligung. Da unser Vater tot war, hatte sie unsere Unterstützung und unsern Verdienst nötig. Doch wie ich es mir vorgestellt hatte, dachte sie nicht an sich: «Ich weiß nicht», sagte sie, «ob du mit deiner schwachen Gesundheit das Leben in der Mission ertragen würdest, aber niemals möchte ich eines von euch daran hindern, seiner Berufung zu folgen.» – «Wenn es Gottes Wille ist, wird er mir auch die Kraft geben, nicht wahr?» antwortete ich.

Ich beschloß, zuerst in der Westschweiz Französisch zu lernen, und kündigte in der Fabrik. Einer meiner Vorgesetzten sagte zu mir: «Sie werden zu uns zurückkommen.» Ich glaube, er hatte einige Bedenken, wenn er an meine Zukunft dachte.

In meinem Herzen spürte ich, daß mir ein großes Abenteuer bevorstand und daß ich die Antwort auf die Probleme in dieser Fabrik und in der Welt finden würde. Im Jahr 1930 verließ ich meine Familie, um in Lausanne als Zimmermädchen in einem Heim für Studenten und Gymnasiasten zu arbeiten.

IM SCHÜLERHEIM

Die Westschweiz wird meine zweite Heimat

Ich verstand überhaupt kein Französisch, aber ich fühlte mich an meiner Stelle bald heimisch. Herr und Frau D., die das Heim zu dieser Zeit leiteten, gaben ihr Herz und alle ihre Kräfte für die jungen Leute, die ihnen anvertraut waren. Ich fühlte, daß sie auf meine Mitarbeit zählten; das weckte in mir den Sinn für Verantwortung. Sieben Jahre lang besorgte ich jeden Morgen ungefähr fünfundzwanzig Zimmer, machte einen Teil der Betten, reinigte die Badezimmer und dreißig Lavabos.

Während der letzten vier Jahre kochte ich für dreißig bis vierzig Personen. Wer mit jungen Leuten zwischen dreizehn und zwanzig gelebt hat, weiß, was alles in die Töpfe hinein muß, um ihren Hunger zu stillen! Es kam vor, daß einige der Kostgänger Wettbewerbe machten, wer am meisten Apfelküchlein essen könne. Das zwang mich, wenn ich am Tisch bediente, einzugreifen, damit alle ihren Teil bekamen.

Für diese Familie von dreißig Personen mußte ich zu einem Abendessen dreihundert bis dreihundertfünfzig

Apfelkrapfen oder dreißig Fruchtkuchen backen. Die Cremeschnitten machte ich doppelt so groß wie jene aus den Konditoreien; trotzdem waren sie noch zu klein für den Hunger der Jungen. Wenn es Fondue gab, mußte ich die doppelte Menge nehmen, wenn ich nicht hören wollte: «Frida, wir haben ja erst die Vorspeise gehabt!»

Manchmal besuchten mich die Pensionäre in der Küche und wandten jede List an, um herauszufinden, was es zu essen gab, oder um mir etwas anzuvertrauen. Ich liebte diese jungen Leute, doch dreißig Jahre später sehe ich mit Bedauern, daß ich nicht immer eine Antwort auf ihre Anliegen und ihre Sorgen hatte. Die Arbeit war interessant und machte mir viel Freude.

Ich war einer christlichen Jugendgruppe beigetreten. Eines Tages wurden ein paar Leute von der Oxfordgruppe (später Moralische Aufrüstung) eingeladen, zu uns zu sprechen. Verschiedene Personen erzählten von ihren Erfahrungen. Ich hörte etwas mißtrauisch zu. Es entspricht nicht meiner Natur, mich sofort zu begeistern. Ich bin eine der soliden Schweizerinnen, die Zeit zum Überlegen brauchen und nicht leichtfertig entscheiden. Was mich am meisten beeindruckte, war nicht sosehr, was die Leute sagten, sondern das Leuchten in ihren Augen. Ich hatte ein brennendes Verlangen, ihr Geheimnis zu erfahren.

Bei der nächsten Zusammenkunft entdeckte ich es. Jemand sagte: «Wenn der Mensch horcht, spricht Gott; wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott, und es geschehen Wunder.» Es hatte mich immer erstaunt, daß im Alten Testament Gott zu den Menschen sprach, und

ich verstand nicht, warum er zu den Menschen meiner Zeit nicht mehr redete. Durch das, was ich nun hörte, entdeckte ich, daß Gott immer noch zu denen spricht, die auf ihn horchen.

Es wurde auch von den vier absoluten Maßstäben gesprochen, die in der Bergpredigt enthalten sind: Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Da erhoben sich zwei widersprüchliche Stimmen in mir. Die erste sagte: «Das ist bestimmt nichts für dich, denn du hast genug gelitten und anständiger gelebt als viele andere.» Doch die andere Stimme entgegnete immer wieder: «Du brauchst eine totale Änderung, um ein Werkzeug in Gottes Hand zu werden.» Ich beschloß, mein Leben ganz unter Gottes Willen zu stellen.

Das Buch der Missionarin hatte mich dazu gebracht, mein Leben für die Menschen hinzugeben; die Begegnung mit den Leuten der Oxfordgruppe lehrte mich, in erster Linie nach dem Willen Gottes zu leben.

Unsere Mutter verläßt uns

Im Augenblick, da sich dieser neue geistige Weg vor mir auftat, wurde ich nach Hause gerufen, um meine schwerkranke Mutter zu pflegen. Wir wußten, daß sie nicht mehr lange leben würde. Zum letztenmal trafen sich Brüder und Schwestern alle daheim, was in den fünf Jahren seit dem Tode unseres Vaters nicht mehr vorgekommen war. Welch große Freude für unsere Mutter, uns alle um ihr Bett versammelt zu sehen! Mehrere Male blickte sie eins nach dem andern an mit

leuchtenden Augen, in welchen sich die Schmerzen spiegelten, und wiederholte: «Alle fünf sind da, alle fünf sind da!» Sie dachte nur an uns und versuchte sogar, uns aufzumuntern. Ab und zu brach ihr Appenzeller Humor durch, und sie erzählte uns so drollige Geschichten, daß wir trotz unseres Kummers lachen mußten.

Meine Mutter litt sehr, doch sie ertrug alles ohne Klage, mit Heiterkeit und einem erstaunlichen Glauben. Bis zum Ende sprach sie mit uns von ihren Überzeugungen, ohne jede Rührseligkeit. Sie wollte uns helfen, nach ihrem Tod tapfer zu bleiben. «Die Welt geht durch große Prüfungen», sagte sie. «Ich bin froh, daß ich gehen darf, aber ihr müßt leben. Es wird Steine geben auf eurem Weg. Ich kann sie nicht wegräumen, aber eins will ich euch sagen: Gott wird euch nie eine Last auflegen, die zu schwer ist für eure Schultern.»

Sie kannte viele Leute im Dorf, arme und reiche; sie kamen herein, und Mutter hatte für alle ein aufmunterndes Wort. Im Nachbarhaus wohnte ein Holzfäller, ein grober, wilder Mensch, vor dem sich die Kinder fürchteten. Eines Tages wünschte er, meine Mutter zu sehen. Tief bewegt trat er aus ihrem Zimmer. «Diese Frau ist eine Heilige», erklärte er. Nach diesem Besuch war er ein anderer Mensch.

Meine Mutter sprach ganz unbefangen von ihrem bevorstehenden Heimgang. Sie besprach sogar das Begräbnis mit uns und bat uns, nichts vor ihr zu verheimlichen. Am meisten lag ihr das Schicksal unseres Hansli auf dem Herzen, eines achtjährigen Knaben, den sie aufgenommen hatte, als er zwei Jahre alt war.

Hans kam aus einer sehr armen Familie. Seine Mutter, von einer ansteckenden Tuberkulose befallen, war vom Arzt aufgegeben worden. Man mußte deshalb unverzüglich eine Pflegefamilie für das Kind finden. Trotz aller dringenden Aufrufe – vor allem der Kirche – hatte sich niemand gemeldet aus Angst vor Ansteckung. Als meine Mutter das hörte, erklärte sie: «Das ist nicht recht vor dem Herrn, der die Kinder liebt. Niemand will ihn zu sich nehmen; dann tue ich es.» Trotz ihrer Müdigkeit und all dem Schweren, das ihr das Leben auferlegt hatte, nahm sie sich des Kindes an, als wäre sie seine eigene Mutter.

Hans hing sehr an ihr, und er war eine Freude für alle. Seine Gesundheit war nicht gut, aber dank der guten Pflege und der Liebe, die er von der Familie bekam, hatte er die kritischen Jahre überwunden. Obschon er noch recht klein war, sprach Mutter ganz natürlich mit ihm über ihren bevorstehenden Tod. Sie ermutigte ihn zu gehorchen und zu arbeiten, damit aus ihm ein nützlicher Mensch werde. Er hat mir später anvertraut, daß ihm diese Worte sein ganzes Leben lang geblieben seien.

Während einer der letzten Nächte, da ich an ihrem Bett wachte, kam mir der Gedanke, meine Mutter um Verzeihung zu bitten, weil ich oft lieblos zu ihr gewesen war, so viel an mich und so wenig an sie gedacht hatte. Durch einen Händedruck gab sie mir zu verstehen, daß sie mir verziehen hatte. Mein ganzes Leben lang werde ich dafür dankbar sein, daß ich diesen Augenblick nicht verpaßt habe.

Am Ostertag 1935 ging sie von uns, genau fünf Jahre

nach meinem Vater, im Alter von sechsundfünfzig Jahren. Sie hat uns nichts hinterlassen als ein paar Möbelstücke und die zwanzig Franken, die sie jedem von uns kurz vor ihrem Tod in die Hand legte. «Das ist alles, was ich ersparen konnte», sagte sie. Ich dachte bei mir: «Wo findet man Mütter, die ihren Kindern ein geistiges Erbe hinterlassen, wie wir es bekommen haben?» Eine Nachbarin meinte: «Man sah Ihre Mutter nicht oft, und sie sprach nicht viel, aber wenn man aus ihrem Haus trat, hatte man immer etwas im Herzen, das einem weiterhalf.»

Hans fand eine neue Familie. Er erlernte den Beruf eines Kaminfegers und legte die Meisterprüfung ab. Eines Tages besuchte er mich in der Westschweiz. Er schüttete mir das Herz aus und schloß mit den Worten: «Deine Mutter war eine echte Mutter für mich. Sie hat mich geliebt, wie mich wahrscheinlich niemand mehr lieben wird.» Ein Jahr später kam er bei einem tragischen Autounfall ums Leben. Er war erst achtundzwanzig Jahre alt.

Drei Tage nach der Beerdigung unserer Mutter kehrte jedes von uns an seine Arbeit zurück. Was mir von zu Hause gehörte, lud ich auf einen kleinen Handkarren. Eine Freundin half mir dabei und begleitete mich zum Bahnhof, wo ich den Zug nach Lausanne bestieg. Da ich mich so elend fühlte, konnte ich kein Wort sprechen. «Es ist dir schwer ums Herz, nicht wahr!» sagte meine Freundin zu mir.

Ich spürte, wie sich eine Türe für immer hinter mir schloß und ich einer unbekannteren Zukunft entgegenging.

In Lausanne wurde ich vom Heimleiterehepaar mit Freude und viel Verständnis empfangen, doch mein Herz war voll Trauer. Trotz meinem Entschluß, einen neuen Weg zu gehen, erlebte ich nach dem Tod meiner Mutter und dem Verlust des Elternhauses eine Zeit tiefer Mutlosigkeit. Nächtelang kämpfte ich gegen die Verzweiflung. Immer wieder sagte mir eine innere Stimme: «Verlier dich nicht in deiner Trauer, richte den Kopf auf und schau nach oben! Ich habe einen Plan für dich. Was du durchgemacht hast, wird dir helfen. Gib das Selbstmitleid auf! Jetzt oder nie: Folge mir!»

«Nimm meine Hände, mach aus mir, was du willst, brauche mich», rief ich eines Nachts zu Gott, «damit ich weiß, wofür ich lebe!»

Klara

Am nächsten Tag bestellte mich Frau D. in ihr Büro, wo sie sich mit einer Dame unterhielt. Diese fragte mich, ob ich bereit wäre, ihrer langjährigen Hausangestellten zu helfen, deren Charakter sie nicht mehr ertragen könne. «Wir haben alles versucht für Klara», sagte sie, «aber weder der Priester noch der Pfarrer konnten etwas für sie tun.» Obschon Klara doppelt so alt war wie ich, spürte ich, wir sollten uns einmal kennenlernen.

Ich fand eine Frau mit einem steinharten, verschlossenen Gesicht vor. Sie war zynisch, und ihr ganzes Wesen strömte Haß aus. Eine Stunde lang sprach sie ohne Unterbrechung, mit Bitterkeit alle Welt verurteilend, so daß ich völlig entmutigt heimkam. Mir war ganz klar: für diese Frau konnte ich nichts tun.

Am nächsten Morgen, in einer Zeit der Stille, die mir zur Gewohnheit geworden war, sagte ich zu Gott: «Es geht nicht mit Klara. Diese Frau werde ich nie ändern können.» – «Glaubst du, daß du es bist, die Menschen ändern kann?» fragte mich eine innere Stimme. «Nein», antwortete ich ungeduldig. «Aber glaubst du, daß ich Klara durch dich ändern kann, wenn du bereit bist, mein Werkzeug zu sein? Gehe beharrlich auf diesem Weg weiter!»

Sofort verstand ich, was Gott mir sagen wollte: «Ich kann tun, was du nicht kannst.»

Eine große Hoffnung erfüllte mein Herz. Von dem Augenblick an betete ich vor jedem Besuch auf den Knien zu Gott, er möge durch mich sprechen und mir seine Gedanken eingeben. So konnte nach und nach, durch meinen Gehorsam der innern Stimme gegenüber, Klaras Herz erreicht werden.

Eines Abends erzählte sie mir, sie sei zwar Katholikin, aber seit dreißig Jahren gehe sie nicht mehr zur Kirche und bete auch nicht mehr. Ein paar Tage später hatte ich in meiner stillen Zeit am Morgen den Gedanken, wir sollten am Abend zusammen beten. «Ich bin schüchtern und habe noch nie laut gebetet», sagte ich zu meiner Verteidigung. Ich hatte Angst. Zweimal kam ich heim, ohne den Mut dazu aufgebracht zu haben. Klara machte keine Fortschritte mehr. Ich wußte, mein Ungehorsam war daran schuld.

Als ich sie zum drittenmal traf, hatte ich beschlossen, nicht von ihr wegzugehen, ohne mit ihr gebetet zu haben. Im gegebenen Augenblick nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und fragte: «Möchten Sie, daß wir

zusammen beten?» – «Wenn Sie wollen», antwortete Klara gleichgültig.

Zuinnerst zitterte ich, aber ich betete von ganzem Herzen. Kaum war ich zu Ende, brach Klara auf ihrem Stuhl zusammen und schluchzte: «Nie hat ein Mensch mit mir so gebetet; ich spürte, daß Gottes Geist zugegen war.»

Ein paar Monate später mußte Klara ins Spital zu einer schweren Operation. Die Krankenschwestern fragten sie, woher sie das Leuchten habe, das sie ausstrahlte.

Sie lebte noch viele Jahre voll Glauben bis zu ihrem Tode.

Eine schwere Last fällt ab

Klaras Änderung, die sich vor meinen Augen ereignete, als wir zusammen beteten, zeigte mir, daß man nicht unbedingt eine «Heilige» sein muß, um etwas für andere tun zu können. Zugleich war es eine Herausforderung: Wenn ich in Zukunft wirklich ein Instrument in Gottes Hand sein wollte, brauchte ich selber eine viel tiefere Änderung.

Ich schloß mich in mein Zimmer ein. In der Stille lief mein ganzes Leben vor meinen Augen ab. Zum erstenmal sah ich mich, wie ich wirklich war. Vor meiner Familie und meinen Freunden hatte ich eine Maske getragen und mich immer besser gezeigt, als ich war.

Ich dachte an die Bitterkeit zurück, die ich gegen meinen Vater gehegt hatte und die mir gerechtfertigt schien. Hatte er nicht unsere Kindheit und unser Fami-

lienleben verdorben? Ich begriff, wie sehr er unter meiner Lieblosigkeit gelitten haben mußte, denn auch nach seiner Änderung kamen in mir oft diese feindseligen Gefühle ihm gegenüber wieder hoch.

Den Reichen hatte ich Materialismus vorgeworfen; aber ich war genauso materialistisch, indem ich mich so fest an mein bißchen Geld klammerte wie sie sich an ihre Millionen. Ich war voller Klassengefühle und überzeugt, ein Recht zu haben auf ein eigenes Zuhause, einen Mann und Kinder, auf Ferien und Freizeit, auf materielle Sicherheit. Meine Auflehnung schien mir berechtigt, war ich doch eigentlich ein Opfer der sozialen Ungerechtigkeit. Ich war voller Forderungen und weit davon entfernt, lieben zu können.

So hatte ich das Gefühl, es sei überhaupt nichts Gutes an mir. «Was kann ich noch erhoffen?» rief ich aus. Da kam mir der Gedanke: «Könnte es sein, daß dieser Jesus, der am Kreuz für die Sünde der Welt gestorben ist, es auch für mich getan hat?» Ich fiel auf die Knie und bat ihn um Verzeihung. Ein Friede und eine unaussprechliche Freude durchfluteten mich, und eine schwere Last wurde mir abgenommen. Ich hatte verstanden, daß man die Gnade weder kaufen noch verdienen kann: man kann sie nur demütig empfangen.

Vreni

Meine neuen Entschlüsse wurden bald auf die Probe gestellt. Im Schülerheim mußte das erste Frühstück im Sommer um zehn nach sechs bereit sein. Ich stand zwischen vier und fünf Uhr morgens auf, um meine stille

Zeit zu halten. Obschon es am Abend oft spät wurde, bekam ich immer wieder neue Kraft und dazu eine neue Lebensfreude.

Ich hatte zwei Arbeitskameradinnen. Eine hieß Vreni. Sie machte sich über mich lustig, denn sie hatte das Licht in meinem Zimmer gesehen und wußte, daß ich jeden Morgen auf Gott horchte. Sie war ein intelligentes, lebhaftes, aber sehr nervöses Mädchen. Wenn etwas nicht nach ihrem Willen ging, wurde sie wütend und war fähig, den Kuchenteig in eine Ecke der Küche oder in den Schweinekübel zu schleudern. Dabei fluchte sie wie ein Fuhrmann. Ich war entsetzt und verurteilte sie zutiefst.

Ich fühlte mich soviel besser als sie. Dennoch beschloß ich, sie zu lieben. Ich versuchte, ihr überall bei der Arbeit zu helfen und auf ihre Wutanfälle nicht mehr zu reagieren. Doch wenn ich am Abend den Tag überdachte, mußte ich mir eingestehen, daß ich sie immer noch nicht ausstehen konnte. So ging es eine Zeitlang. Eines Tages aber wurde mir klar, daß meine Anstrengungen zu nichts führten und mein Werben um ihre Gunst gerade das Gegenteil bewirkte. Da beschloß ich, ihr nichts mehr vorzumachen, sondern mich selbst zu sein und ihrem schlechten Charakter Widerstand entgegenzusetzen, statt ihr nachzugeben, um ihr zu gefallen. Von Stund an fühlte ich mich frei, und mein Haß war verschwunden.

Einige Tage später klopfte Vreni morgens früh an meine Tür: «Darf ich mit Ihnen zusammen still sein?» fragte sie. Nach einer Zeit der Besinnung bat sie mich um Verzeihung für ihre Haltung und öffnete mir ihr

Herz. Sie wurde so anders, daß es jedermann auffiel und ich fast eifersüchtig war! Dank unserer neuen Beziehung und einer tiefen Freundschaft trugen wir von da an die Verantwortung für das ganze Schülerheim und die jungen Leute zusammen. Wir fuhren fort, uns jeden Morgen in der Frühe zu einer Zeit der Stille zu treffen, und bald gesellte sich auch unsere dritte Kameradin dazu.

Ein paar Wochen später erklärte der Direktor des Heimes, die ganze Atmosphäre des Hauses habe sich verändert. Wir kämpften nicht mehr gegeneinander, denn wir hatten eine Freundschaft gefunden, die uns ermöglichte, zusammen für das gleiche Ziel zu arbeiten.

Zu meiner großen Überraschung suchten mich immer mehr junge Mädchen auf. Sie waren in Lausanne in Stellung und machten es sich zur Gewohnheit, ihren Sonntag und ihre freien Stunden bei mir zu verbringen. Waren wir zu viele, so trafen wir uns bei einer anderen Freundin.

Mit der Zeit hatte ich fast keinen Nachmittag oder Abend mehr für mich selbst, so groß war das Bedürfnis all dieser Mädchen nach Austausch und Freundschaft. Zusammen horchten wir auf Gott und prüften unser Leben im Lichte der absoluten Maßstäbe der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Das brachte viele dazu, ein neues Leben anzufangen. Daß etwas anders geworden war, merkte man natürlich auch an ihrer Arbeit. Einige Arbeitgeberinnen der Mädchen, neugierig geworden, kamen zu mir, um die Erklärung zu finden. Sie änderten danach selber auch ihr Verhalten.

Gegen den gesunden Menschenverstand

Einige Jahre lang ging das so weiter. Nach und nach spürte ich, daß sich ein neuer Abschnitt vorbereitete, in dem ich mein Versprechen einlösen konnte, daß ich ganz Gott zur Verfügung stehen wolle, um eine neue Welt aufzubauen. Das war nicht leicht. Ich hatte zwölf Jahre lang mit den Heimleitern zusammengearbeitet, und sie hofften, ich würde sie nie verlassen. Zudem wußte ich, daß ich mit keinerlei finanzieller Unterstützung von seiten meiner Nächsten rechnen konnte und jede materielle Sicherheit verlieren würde, wenn ich diese Stelle verließ. Menschlich gesehen war es gegen allen gesunden Menschenverstand, und viele sagten es mir auch. Aber ich wußte, ich mußte meine Arbeit aufgeben, und ich gehorchte.

Meine Vorgesetzten hatten große Mühe dies anzunehmen und konnten mich nicht verstehen. Aber wie Gott in meinem Herzen den Sieg erlangt hatte, würde er es auch in ihrem Herzen tun, das wußte ich. Im Frühling 1942 verließ ich diesen Wirkungskreis. Einige Jahre später besuchten mich meine Heimleiter im Zentrum der Moralischen Aufrüstung in Caux. Mit Tränen in den Augen bat mich Frau D. um Verzeihung dafür, daß sie so hart und ohne Verständnis gewesen war, als ich sie verlassen hatte. Von dem Augenblick an entstand eine neue Freundschaft zwischen uns. Zu meinem großen Bedauern wurden beide kurz darauf krank und starben fast zur gleichen Zeit. Ein Blatt wurde umgewendet, mein Herz war schmerz erfüllt, doch voller Dankbarkeit für das, was wir gemeinsam erlebt hatten.

«LA GRANDE AVENTURE»
(DAS GROSSE ABENTEUER)

Als ich 1942 meine Arbeit aufgab, herrschte in der Welt draußen der Krieg. Ich wußte damals nicht, daß ich von diesem Tag an nie mehr ein Einkommen haben würde. Ich war gerade vierunddreißig Jahre alt.

Als ich mich ehrlich fragte, ob ich zu allem bereit wäre, was die Zukunft bringen würde, mußte ich mir eingestehen, daß ich zutiefst in meinem Herzen den großen Wunsch hegte zu heiraten. Ich bin zu allem bereit, hatte ich mir gesagt, aber da ich in meiner Kindheit unglücklich gewesen bin, möchte ich so gern selber eines Tages eine glückliche Familie gründen. Genau das hinderte mich, zu allem ja zu sagen. Aber schließlich ließ ich vor Gott auch diesen letzten Widerstand fallen.

Ein neuer Lebensabschnitt begann. In einer schlaflosen Nacht dachte ich an meine Kindheit, meine Jugend, meine Kameradinnen in der Fabrik. Ich erinnerte mich an unsere Diskussionen, an die Fragen, die wir uns über das Leben gestellt hatten. Die Bedürfnisse der jungen Menschen beschäftigten mich sehr. Mein Herz war erfüllt von Liebe zu ihnen, und ich sagte mir: «Gib ihnen dieses Geheimnis weiter, das du gefunden hast,

das Geheimnis einer Änderung des Lebens. Die jungen Menschen suchen es; sie sind bereit, für etwas Großes einen Preis zu bezahlen.» Plötzlich drängte sich mir die Überzeugung auf, ein Heim zu gründen für junge Mädchen, die arbeiten oder studieren. Vor Sonnenaufgang war mein Pakt mit Gott geschlossen; ich versprach, ihm zu gehorchen.

Ohne Geld und ohne Fähigkeitsausweis

Als ich beim Erwachen an meinen Entschluß dachte, bekam ich Angst. Aber der Kampf war eröffnet. Wie sollte ich nun diesen Plan verwirklichen? Ich hatte kein Diplom, kein Geld, keine Möbel.

Viele Freunde ermutigten mich; mit ihnen suchte ich in der Stille Schritt für Schritt, wie ich vorgehen sollte. Als erstes suchte ich einige Leute auf, die Erfahrung mit jungen Menschen hatten. Da ich nichts besaß und es Kriegszeit war, konnten sie meine Begeisterung nicht teilen. «Warum nicht das Ende des Krieges abwarten? Sie haben kein Geld, keine entsprechende Ausbildung. Besuchen Sie zuerst eine soziale Schule, verdienen Sie Geld. Dann können Sie die Sache vielleicht riskieren», sagten sie. «Werden Sie genügend Pensionärinnen finden, um finanziell zurecht zu kommen? Werden die jungen Leute Sie nicht ausnützen bei Ihrer zunehmenden Schwerhörigkeit?»

Ich wußte, daß die Leute mir all dies in bester Absicht sagten, aber ich fragte mich: Wo bleibt denn der Glaube, wenn man ohne materielle Güter nichts tun

kann? Es stimmte mich nachdenklich, konnte mich aber nicht entmutigen. Mehr als je fühlte ich mich von einer Kraft gedrängt, vorwärts zu gehen.

Eines Morgens machte ich mich auf die Wohnungssuche. Die Wohnungen, die ich sah, schienen mir so düster und alt; eine nach der andern schied ich als ungeeignet aus. Ohne viel Komfort zu erwarten, war ich doch überzeugt, daß wir an einem hellen Ort mit viel Licht und Sonne leben und auch ein Badezimmer haben sollten – eine Wohnung, wo sich alle wirklich wohl und zuhause fühlen konnten. Eines Tages sah ich mir eine Wohnung an in einem eher teuren Viertel. Kaum war ich in den geräumigen Korridor eingetreten, der zu sieben sonnigen Zimmern führte, da wußte ich: es war genau, was ich suchte. Ich ging hinunter zum Hauswart und fragte ihn, ob die Wohnung noch frei sei. Ganz erstaunt sagte er: «Wie konnten Sie den Schlüssel bekommen? Ich bin hier Hauswart, und ich darf vor Ablauf des Mietvertrags niemandem eine Wohnung zeigen. Ich verstehe nicht, wie das zugeht.»

«Aber ich verstehe es», sagte ich zu ihm. «Ich habe den Schlüssel erhalten, und ich glaube, daß diese Wohnung für uns bestimmt ist.» Ich erzählte ihm, was ich vorhatte. Er schaute mich mit wachsendem Interesse an und sagte dann ganz bewegt: «Dann werde ich den Leuten eben sagen, die Wohnung sei vermietet.» – «Dies zwar noch nicht», entgegnete ich, «aber vielleicht bald.»

Von diesem Augenblick an war der Mann unser Freund, und er leistete uns in der Folge unzählige Dienste. Zwei Tage bevor ich den Hausverwalter auf-

suchte, bat ich Gott noch einmal um ein Zeichen. Es war an einem Sonntagabend. Der Tag war ziemlich schwierig gewesen. Mehrere Freunde hatten mir ihre Befürchtungen über dieses Abenteuer ausgedrückt. Noch nie hatte ich mich so allein und so elend gefühlt. Ich kniete vor meinem Bett nieder und legte alles in Gottes Hand. Am übernächsten Tag fand ich in meinem Briefkasten einen Umschlag mit einem Hundertfrankenschein und dabei die einfachen maschinengeschriebenen Worte: «Aus Gehorsam gegenüber Gott.» Ich wußte, daß dies die Antwort war. Eine unbeschreibliche Freude erfüllte mein Herz.

Mit einer Freundin begab ich mich zum Hausverwalter. Er schien sehr mißtrauisch und stellte mir einige Fragen: «Sie haben doch sicher etwas Kapital auf der Seite?» – «Nein, ich besitze nichts.» – «Aber die nötigen Möbel?» – «Nein, nichts außer einigen wenigen Sachen und einer Kommode, die ich von meiner Mutter geerbt habe.» – «Aber schon Anmeldungen von Mädchen?» – «Ja, eine oder zwei, glaube ich.» Er zog die Augenbrauen hoch: «Glauben Sie denn wirklich, daß Sie alles haben werden, was Sie brauchen?» – «Ja, das glaube ich von ganzem Herzen», war meine Antwort.

Angesichts der Bestürzung des Verwalters anerkundete sich meine Freundin, ihre Unterschrift neben meine zu setzen. Aber nach einigem Nachdenken sagte der Mann sehr ruhig: «Es ist nicht nötig. Da Sie Vertrauen haben, werde ich es auch haben.» Er brauchte es nicht zu bereuen. Der Mietzins wurde immer regelmäßig bezahlt.

Hilfe von überallher

Der Mietvertrag war unterzeichnet, nun mußten wir die Möbel finden. Viele Freunde riefen mich an und boten mir Dinge an, die ich nötig hatte. «Brauchen Sie einen Schrank und einen Eßzimmertisch mit sechs Stühlen?» Oder: «Ich habe ein Buffet und ein Bett, ist Ihnen damit gedient?» Es gab Leute, die mich zu sich einluden, und dann kam ich mit einem Koffer voller Überraschungen von diesen Besuchen zurück: Wäsche, hübsche Kaffeetassen, kostbare Lebensmittel – wir lebten ja noch in der Zeit der Rationierungskarten. Von allen Seiten bot man mir Schätze leihweise oder als Geschenk an. So zog ich während einiger Wochen mit meinem kleinen Handwagen am Abend durch die Stadt Lausanne, um Sachen abzuholen. Die Nachbarn, die uns hinter den Vorhängen ihrer Fenster beobachteten und uns immer wieder mit unserem Leiterwagen ankommen sahen, äußerten zu einer Bekannten: «Komische Leute kommen unter unser Dach zu wohnen.» – «Es sind keine komischen Leute», gab diese zurück, «es sind Menschen, die aus ihrem Glauben leben.» – «Oh!» riefen die Nachbarn aus, «Menschen, die aus ihrem Glauben leben? Aber wir haben sie doch Kuchen essen sehen auf ihrem Balkon!»

Nach und nach waren alle Zimmer nett eingerichtet. Kaum war ich in die Wohnung eingezogen, läutete es an der Türe. Es war der Hauswart mit einem ganzen Stapel Geschirr auf dem Arm. «Sehen Sie, wir waren eine große Familie», sagte er, «aber jetzt sind unsere Kinder ausgeflogen, und da dachten meine Frau und

ich, mit diesen Tellern und Platten sei Ihnen gewiß gedient.» Mit einem breiten Lächeln stellte er die Sachen auf den Tisch. Ein anderes Mal fragte ich mich beim Einkochen von Konfitüre, in welche Gefäße ich sie wohl einfüllen könnte, als wiederum der Hauswart läutete, der aber nichts wußte von meiner Beschäftigung. Er brachte große Konfitürengläser.

Eine neue Sorge war der Kauf eines Kochherdes für eine so große Familie. In einem Geschäft bot man mir einen elektrischen Herd auf Abzahlung an. Eine erste Anzahlung von hundertzweiundachtzig Franken hätte ich gleich bezahlen sollen, doch besaß ich diese Summe nicht. Ich mußte mich rasch entschließen und bat Gott inständig, mir zu helfen. Am Vorabend hatte mir ein anonymer Spender eine Aktie im Wert von dreiundachtzig Franken zugesandt. Als ich am nächsten Tag die erste Rate zahlen sollte, ging ich bei einer Freundin vorbei; im Treppenhaus schob sie mir einen Umschlag in die Hand. Es war ein Geldschein von hundert Franken darin. Voller Dankbarkeit ging ich den Herd kaufen. Es blieb mir gerade noch ein Franken in der Tasche, als ich das Geschäft verließ.

Ein Wohnheim wird Schritt für Schritt verwirklicht

Wenn ich mehr als fünf Mädchen aufnehmen wollte, mußte ich ein Wirtepatent erwerben. Etwas naiv nahm ich an, dieses werde leicht zu bekommen sein, denn jedermann würde meine ehrlichen Absichten erkennen. Eine erste Eingabe an den Regierungsrat des Kantons

schlug fehl. Einige Hotelbesitzer, die die Konkurrenz fürchteten, hatten sich eingeschaltet. Die mit den Ermittlungen über meinen Fall betrauten Beamten konnten es auch nicht verstehen, daß man ein solches Heim in ganz uneigennütziger Absicht gründen wollte. Daß man mir das Wirtepatent verweigern wollte, war für viele meiner Freunde geradezu ein Schock. Doch obwohl ich selber auch enttäuscht war, hielt ich es für ein Mißverständnis und sagte mir, der Staat werde sicher niemanden daran hindern wollen, etwas für junge Menschen zu tun. Ich hatte Vertrauen und war froh, schon so weit gegangen zu sein, daß ich nicht mehr zurück konnte. Schließlich kam es zu einer Begegnung mit den zuständigen Behörden, und ich konnte darlegen, welche Überzeugungen mich bewegten. Der Kampf war gewonnen. Einige Wochen später wurde mir das Patent zu einer Mindestgebühr zugestanden. Nun mußte für das Heim aber noch ein offizieller Name gefunden werden. Unter den Mädchen, mit denen ich in Kontakt war, veranstalteten wir einen Wettbewerb, aus dem einstimmig der Name «La Grande Aventure» (Das große Abenteuer) hervorging.

Am späten Nachmittag des 1. Juni 1942 waren ich und alle meine Freunde in festlicher Stimmung. Den ganzen Tag hatte ich geputzt und die Zimmer eingerichtet; alles glänzte und war wohnlich. Der letzte Besen war weggeräumt. Ich hatte das Gefühl, nun sei alles bereit und etwas Großes werde beginnen. Es läutete an der Tür. Die erste Pensionärin kam an. An diesem Abend nahmen eine Studentin, eine Sekretärin und eine Journalistin mit mir die erste Mahlzeit ein. Eine

jede hatte für sich beschlossen, dieses Leben in Gemeinschaft zu versuchen.

Nachdem ich die bescheidenen Ersparnisse meiner letzten Arbeitsjahre für die Einrichtung verwendet hatte, blieben mir noch ganze zwanzig Franken in der Haushaltkasse, um dieses große Abenteuer zu beginnen. Ich war aber entschlossen, nie aus finanziellen Gründen einem Mädchen die Türe zu verschließen. Ich machte das Kostgeld einer jeden Pensionärin von ihrem Verdienst oder ihren Familienverhältnissen abhängig, und so schwankte es zwischen null und hundertachtzig Franken im Monat. Es wäre niemals möglich gewesen, mit diesen Pensionsbeiträgen den Haushalt zu bestreiten, aber trotzdem hat es uns nie an etwas gefehlt.

Am Anfang fanden es die Mädchen schwierig, das Zimmer mit einer, zwei oder gar drei Kameradinnen zu teilen. Beinahe jedes hätte gern ein Zimmer für sich allein gehabt. Da wir aber nur ein einziges Einerzimmer hatten, war dieses selbstverständlich der Studentin vorbehalten, die sich gerade auf ein Examen vorbereiten mußte. Ich erklärte den Mädchen, der Zweck dieses Heimes sei zu lernen, in einer Gemeinschaft zu leben und gemeinsame Lösungen für die aufkommenden Probleme zu finden. Jedes hatte die Wahl zu bleiben oder anderswohin zu ziehen. Die meisten zogen es vor zu bleiben, und so füllte sich die Wohnung bald, ohne daß ich irgendwelche Reklame machte.

Die Mädchen kamen von allen Ecken der Schweiz und brachten ihre persönlichen und familiären Probleme mit sich. Einige wurden uns vom kantonalen Jugendamt zugewiesen; wenn sie uns auch oft Sorgen be-

reiteten, so hinderten sie uns andererseits daran, uns auf Lorbeeren auszuruhen. Es kam vor, daß wir am Morgen noch kein Bett hatten für ein Mädchen, das am Nachmittag eintreffen sollte. Zur Not hätte ich immer noch mein Bett abtreten und auf einer Matratze am Boden schlafen können. Aber jedesmal wurde uns noch im letzten Augenblick, manchmal nur eine Stunde vor der Ankunft eines neuen Gastes, telefonisch ein Bett angeboten. Sofort machten wir uns dann auf den Weg und holten es mit unserem kleinen Handwagen ab. Nach ein paar Monaten waren wir vierzehn und bei den Mahlzeiten noch zahlreicher. Wir mußten in der Nachbarschaft Zimmer mieten.

Eines Abends machte ich die Runde durch die Zimmer und stand bei jedem Bett still. Da waren sie nun alle, wie ich es mir vorgestellt und erträumt hatte: die Arbeiterin, die Lehrtochter, Telefonistin, Stenotypistin, Journalistin, Verkäuferin, Sozialhelferin, Schneiderin, Sekretärin, Studentin und Schülerin aus der deutschen und aus der welschen Schweiz und auch aus anderen Ländern. Da waren sie, ohne daß ich sie hergeholt hatte, alle geeint in der gleichen Suche nach dem Sinn des Lebens. Mein Herz war erfüllt von Dankbarkeit, und ich fragte mich: «Was gebe ich ihnen? Wie beantworte ich ihre Fragen?»

Einmal in der Woche hatten wir unseren Familienabend, an dem sich Gelegenheit bot, Vorschläge zu machen und gemeinsam die Lösung zu finden für Probleme, die in einer Gemeinschaft unweigerlich auftauchen. Doch die wichtigsten Abende waren jene, an denen man sich zu zweit oder zu dritt die tiefsten Dinge

sagen konnte – Dinge, über die man noch nie mit jemandem zu reden gewagt hatte. Viele Mädchen entschieden sich, ganz offen über ihre Vergangenheit zu sein gegenüber ihrer Mutter, ihrem Vater oder ihrem Verlobten. Sie baten um Verzeihung, wo es nötig war, lernten in der Stille zu horchen und sich von Gott führen zu lassen und begannen im Heim oder außerhalb neue Verantwortung zu übernehmen.

Natürlich nahmen nicht alle Mädchen unsere Ideale an; im einen und andern Fall hielten wir es für richtig, uns zu trennen. Die Dinge wurden immer dann schwierig, wenn ich die Geduld verlor, wenn ich aufhörte zu lieben oder zu verstehen, hinhören zu können, zu verzeihen oder um Verzeihung zu bitten. Zum Glück konnte man durch die morgendliche Stille vieles wieder klarstellen und neu beginnen.

Eine Mitarbeiterin

Die Arbeit häufte sich. Bis jetzt war ich allein gewesen, um alle Last des Haushalts, der Küche sowie auch alles übrige zu tragen. Ich spürte, daß ich eine Mitarbeiterin und eine Haushalthilfe brauchte. Eine meiner Freundinnen, Marie-Liette, war mit Freuden bereit, mir Beistand zu leisten. Von nun an trugen wir die materielle und geistige Verantwortung gemeinsam, geeint durch völlige Ehrlichkeit und uneingeschränktes Vertrauen. Ihre künstlerischen Talente und mein praktischer Sinn ergaben eine fruchtbare Zusammenarbeit.

Lassen wir sie doch selbst erzählen, was sie in unserem Kreis erlebt hat:

«Es gab Pat und Patachon, Laurel und Hardy, Frida und mich . . . Äußerlich trennte uns alles: Kindheit, Erziehung, Lebenskreis, aber innerlich beschäftigten uns die gleichen Dinge, hatten wir den gleichen brennenden Wunsch, den jungen Menschen in ihren Problemen zu helfen. Alles war uns geschenkt worden, um uns zu ergänzen. Aber was das Wichtigste betraf – das wahre Verständnis für viele dieser Mädchen –, darüber hatte ich alles zu lernen. Ich wollte sie oft leiten, sie zu gewissen Berufungen oder Lebenseinstellungen hinführen, die mir vertraut waren, die aber wenig zu tun hatten mit ihren Fähigkeiten, ihren Neigungen, der Wirklichkeit ihrer eigenen Existenz. Frida dagegen sah jedes, wie es war, nahm jedes völlig an und kämpfte Tag für Tag dafür, daß sie alle ihre wahre Bestimmung finden möchten als Kinder Gottes, von ihm geliebt als seine Töchter.»

Diese Freundin lebt nicht mehr. Gott hat sie zu sich geholt. Wie viel hat sie uns gegeben durch den Charme ihrer Persönlichkeit und ihre mannigfaltigen Gaben!

Gertrud und Lina

Ich sehe vor mir noch die Ankunft unserer ersten Haushalthilfe. Sie war uns vom Jugendamt geschickt worden. Sie war sechzehneinhalb Jahre alt und hielt ihr kleines Kind auf dem Arm. Obwohl es sie sehr schmerzte, beschloß sie, das Kind in ein Heim zu ge-

ben. Dort besuchte sie es häufig. Als sie zu uns kam, hatte sie nur den einen Gedanken: so schnell als möglich zu heiraten, um ihren Fehltritt zu vertuschen. Dazu wurde sie auch von ihren Eltern ermutigt. Ihr Freund jedoch war gewalttätig, anormal und unfähig, die Verantwortung für eine Familie zu übernehmen. Gertrud lernte, auf Gott zu horchen, und langsam klärte sich ihre Lage. Sie traf einige sehr schmerzliche Entscheidungen. Sie brach die Beziehungen zum Vater ihres Kindes ab und gab sich ernstlich Mühe, eine gute Mutter zu sein, fähig zu werden, ihr Kind allein aufzuziehen. Sie war wirklich bestrebt, ihren Charakter zu ändern. Heute ist sie verheiratet und Mutter von zwei weiteren Kindern.

Ein anderes Mädchen, das sich bei uns sehr verändert hat, ist Lina. Hier ist ihre Geschichte: Eines Morgens läutete das Telefon. Eine Polizeiasistentin bat mich, so schnell wie möglich eine ihrer Schutzbefohlenen zu übernehmen. Ich hatte in jenem Moment kein einziges Bett mehr zur Verfügung und hätte sie nicht unterbringen können. «Bitte nehmen Sie sie, selbst wenn sie bis auf weiteres im Hausgang schlafen muß.» Ich versprach, mir die Sache zu überlegen. Zwei Tage später stand Lina vor der Türe. Sie hielt den Kopf gesenkt, sie wollte mir nicht ins Gesicht sehen. Sie zögerte eine Weile, bevor sie eintrat und mir die Hand gab.

Während Wochen sagte sie fast nichts und wies jedes Zeichen von Freundschaft zurück. Meine Freundin Marie-Liette und ich schliefen abwechselungsweise bei ihr. Man mußte stets bereit sein, ihr in den schwierigen Momenten, wenn sie wieder ausbrechen wollte, beizu-

stehen. Oft haben wir Gott auf den Knien gebeten, Linas Herz zu öffnen.

Nach etwa drei Monaten verlangte sie, mit mir zu reden. Wir waren allein und saßen uns gegenüber. Ich wartete wohl eine Stunde lang. Endlich konnte sie mir sagen, was sie quälte. Sie kam aus einer kinderreichen Familie. Der Vater trank. Als sie fünfzehn war, lag ihre Mutter im Sterben und wünschte sich, daß Lina sie noch küsse; doch dies war für Lina etwas so Ungewohntes, daß sie sich weigerte. Die Erinnerung an diese Szene und viele andere bedrückten sie. Nach jener Aussprache konnte uns Lina ins Gesicht sehen, und ihre Einstellung zu uns und zu ihrer Arbeit änderte sich. Dann verlobte sie sich. Wir beschlossen, das Hochzeitsfest in der «Grande Aventure» zu feiern. Einige von Linas Verwandten wollten dem Fest fernbleiben. Aber Marie-Liette und ich suchten sie alle noch am Morgen vor der Hochzeit auf und luden sie persönlich ein. Am Nachmittag waren alle da, und es gab ein wunderschönes Fest.

Lina bekam zwei Kinder; zwei Mädchen aus der «Grande Aventure» waren die Patinnen. Zurückblickend sagt Lina: «In unserer Familie hatte Gott keinen Platz. Mit achtzehn Jahren landete ich voller Auflehnung und ohne noch irgend jemandem vertrauen zu können in der «Grande Aventure». Als Folge meiner Erfahrungen dort habe ich das innere Gleichgewicht gefunden. Nun kann ich als Frau, Mutter, Großmutter, Schwester und Schwägerin sagen, daß ich dank jener geistigen Kraft die Probleme des Lebens meistern kann.»

Wunder über Wunder

Die Familie wuchs, und mit ihr wuchsen auch die Bedürfnisse. Oft wußten wir am Abend nicht, ob wir die Mittel für den nächsten Tag haben würden. Gott sorgte aber für uns bis in die kleinste Einzelheit sowohl auf materiellem wie auf geistigem Gebiet.

An einem Samstagabend erhielt ich zum Beispiel eine unerwartete Rechnung von hundertsechzig Franken. Das war ein Schlag für mich, doch sprach ich nicht darüber. Ich wandte mich im Gebet von ganzem Herzen an Gott: «Mein Gott, du bist doch der Chef dieses Heimes. Laß uns nicht im Stich!» In der Nacht träumte mir, ich würde einen Hundertfrankenschein in einem Umschlag erhalten. Ich war ganz glücklich und erleichtert, als ich am Morgen erwachte. Es war zwar nur ein Traum gewesen, doch fühlte ich die Gewißheit eines Versprechens. Beim sonntäglichen Frühstück erzählte ich meinen Traum der ganzen Familie, die sich ausgiebig lustig machte über meine «Vorahnungen». Am späten Nachmittag erhielten wir Besuch von zwei Freundinnen. Eine der beiden legte beim Weggehen einen Umschlag auf den Tisch. Darin war ein Hundertfrankenschein, genau wie in meinem Traum . . . Zwei Tage später trafen nochmals hundert Franken ein, und die Rechnung konnte bezahlt werden.

Ein andermal hatte ich am Monatsende nur noch zwei Franken in der Kasse. Dabei sollte noch eingekauft und die Miete bezahlt werden. Ich ging zum Markt, kaufte Früchte für den Nachtisch und behielt noch etwas Geld für ein Brot. Auf meinem Weg durch die

Gassen sah ich schönes Gemüse und sagte mir: «Gott weiß, wie sehr wir es benötigen.» Kaum war ich zu Hause, läutete das Telefon: «Frida, wir haben so viel Früchte und Gemüse in unserem Garten, daß wir damit nicht fertig werden. Bitte, komm doch zweimal in der Woche und hol davon, solange es da ist.» Wir konnten den ganzen Sommer hindurch immer wieder holen. In den nächsten Tagen gingen auch noch Geldspenden ein, die uns ermöglichten, alle Rechnungen zu bezahlen.

Eines Morgens stellte der Bote eines großen Warenhauses ein Dutzend Teetassen auf unseren Küchentisch. Ausgerechnet an dem Tag erwarteten wir etwa dreißig Personen zum Tee und hatten nicht genug Tassen. Den Namen des Gebers haben wir nie erfahren. Wir waren tief bewegt, daß so viele Wunder geschahen.

Von vierzehn stieg die Zahl der Mädchen auf zwanzig, dann auf sechsundzwanzig, und bei den Mahlzeiten waren wir dreißig. Immer mehr drängte sich mir der Gedanke an ein Haus auf, und als wir uns auf die Suche machten, wurden wir wieder wunderbar geführt. Wir fanden ein Haus, das vor dem Krieg ein Mädchenpensionat gewesen war. Die Besitzerinnen waren zwei Schwestern. Wir besuchten sie und beschrieben ihnen, welche Aufgabe wir uns mit den jungen Menschen gestellt hatten und wie ihr Haus helfen könnte, unsere Pläne zu verwirklichen. «Ja», sagte die eine Schwester, «wir werden beten, um uns zeigen zu lassen, für wen das Haus bestimmt ist. Denn es gibt verschiedene Leute, die es gern haben möchten.» – «Warum beten wir nicht gleich jetzt?» meinte eine der beiden Freun-

dinnen, die mich begleiteten. So gingen wir alle fünf auf die Knie und beteten. Als ich wieder aufstand, wußte ich, daß wir uns keine Sorgen mehr machen mußten. Zehn Tage danach, kurz vor Weihnachten, erschienen die beiden Besitzerinnen und teilten uns mit, wir könnten das Haus mieten. Sie waren auch mit der von uns vorgeschlagenen Miete einverstanden, obwohl sie niedriger war als die zuerst verlangte.

Drei Monate später übersiedelte die «Grande Aventure» in diese schöne Villa mit sechsundzwanzig Zimmern, einem Tennisplatz, einer Terrasse und einer unverbaubaren Aussicht auf den Genfersee. Die Wirklichkeit hatte meine allerкühnsten Träume übertroffen.

Fröhliches Neueinrichten

Als sich bei einbrechender Dunkelheit der Wagen, der den Umzug besorgt hatte, zum fünften und letzten Mal entfernte, war unsere freudige Erregung größer als unsere Müdigkeit. Wir erinnerten uns an den Leiterwagen, den wir vor drei Jahren durch die Straßen von Lausanne gezogen hatten. Der heutige Tag schien mir der schönste meines Lebens zu sein, so schön, als wäre er mein Hochzeitstag. Noch an diesem Abend feierten wir ein großes Fest mit unseren Hausbesitzerinnen und ließen unserer Freude und Dankbarkeit freien Lauf.

Die Mädchen halfen mit ihren verschiedenen Talenten beim Einrichten des Hauses mit. Sie taten es mit viel Geschmack, und schon nach kürzester Zeit wirkten die Zimmer so freundlich und einladend auf jedes neue

Mädchen, das sich vorstellte, daß wir vierzehn Tage nach unserem Einzug schon unserer vierzig waren. Unser Leben war sehr ausgefüllt, voll Fröhlichkeit, nicht immer leicht, aber reich an neuen Erfahrungen. Eine Gruppe von vier Mädchen besorgte den Haushalt und arbeitete eng mit meiner Freundin und mir zusammen. In der weiträumigen Küche veranstalteten wir einige Male Arbeitsabende, um beispielsweise unter fröhlichem Gelächter hundert Kilo Konfitüre einzukochen. Einmal hatten wir in der Küche sogar ein phänomenales Fondue-Fest, das mit einem Tanz um den Herd seinen Abschluß fand.

Am 1. Juni 1944 wurde das Haus mit vielen Gästen eingeweiht. Es wurde ein großes Fest, erhellt von der Sonne, die am Himmel, aber auch in unseren Herzen strahlte. An diesem Fest nahmen hundertfünfzig Freunde aus der ganzen Schweiz teil. Es bot der «Grande Aventure» Gelegenheit, ihre künstlerischen Talente zu zeigen. Wir führten ein Theaterstück auf, das einige von uns geschrieben hatten: «Der verlorene Sohn». Alle hatten mitgeholfen, es auf die Bühne zu bringen, und alle spielten darin eine Rolle.

Das größte Abenteuer jedoch bestand darin, für eine Änderung in den Herzen zu kämpfen, die zu einer völlig neuen Ausrichtung des Lebens führte. Ganz oben im Haus befand sich eine kleine Mansarde. Sie stand jenen für Zeiten der Stille zur Verfügung, die sich einer kleinen Gebets- und Besinnungsgruppe anschließen wollten. Zusammen mit denen, die bereit waren, auch für das ganze Haus immer mehr Verantwortung zu nehmen, fanden wir dort die Eingebungen, verschiede-

ne Projekte zu verwirklichen: eine Einladung an unsere Lieferanten, die Postboten, die Nachbarn oder die Vorgesetzten der Mädchen; für die Feier von Geburtstagen mit Liedern und kurzen Szenen oder für die Gestaltung der Hochzeit einer unserer Freundinnen, die zu einem unvergeßlichen Fest wurde. Auch bei solchen Anlässen konnten wir jeweils über viele persönliche Probleme miteinander sprechen und gemeinsam Lösungen finden.

Nicht auf den Erfolg, auf den Gehorsam kommt es an

Wir hatten nun ein prächtiges Haus mit vierzig Mädchen, einen hübschen Garten, eine herrliche Aussicht auf den See und die Berge. Ein langgehegter Wunsch hatte sich erfüllt. Aber draußen tobte der Krieg. Die Welt lebte in Furcht vor der Zukunft. Wer würde einmal die von Angst und Haß zerrissenen Nationen wieder aufbauen, fragte man sich. Ich wußte, daß die Moralische Aufrüstung an der Arbeit war, und darauf setzte ich meine ganze Erwartung.

Einige Jahre nach dem Einzug in unser großes Haus stellten mir ein paar Freunde die Frage: «Wärest du bereit, dieses Haus aufzugeben, um deine ganze Zeit mit der Moralischen Aufrüstung einzusetzen?» Diese Herausforderung schlug wie eine Bombe neben mir ein. «Nein», sagte es in mir, «ich habe doch alles gegeben – meine Kräfte, mein Geld; es sind meine Mädchen, es ist mein Haus, mein Leben. Was würden die Leute sa-

gen, wenn ich das alles im Stich ließe? Nein, das kann ich nicht und will ich nicht.»

Je länger ich darüber nachdachte, desto heftiger lehnte ich mich auf, desto verzweifelter wurde ich. Ich zürnte denen, die mir diese Frage gestellt hatten, fühlte mich aber verpflichtet, eine Antwort zu geben. Wenn mich bisher niemand hatte weinen sehen, so weinte ich jetzt. Warum sollte ich aufgeben, was ich mit soviel Mühe und Freude aufgebaut hatte?

Eine Stimme zutiefst in meinem Herzen fragte immerzu: «War es dein Werk oder Gottes Werk?» In mir tobte ein heftiger Kampf. Auf den Knien flehte ich zu Gott, mir die Kraft zu geben, seinem und nicht meinem Willen zu gehorchen. In unserem Gästebuch stand der Spruch: «Nicht auf den Erfolg, auf den Gehorsam kommt es an.» Ich hatte ihn nie verstanden; mein Ziel war der Erfolg gewesen. Nach und nach kamen mir mein Ehrgeiz und mein Stolz zum Bewußtsein – wie sie mich in vielen Situationen blind gemacht hatten und wie andere die Folgen hatten tragen müssen.

Langsam begann ich zu verstehen, daß ich mich zwar ganz für ein paar Dutzend junge Menschen eingesetzt hatte, daß es aber noch Hunderte und Tausende gab, die keine Hoffnung hatten und die nach einem Sinn für ihr Leben suchten. Ich mußte frei werden für diese größere Aufgabe. Endlich konnte ich ja dazu sagen. So unbegreiflich es mir und vielen anderen zuerst geschienen hatte, Gott wollte mich von diesem Arbeitsfeld wegführen, um mir ein viel größeres, das der Welt, anzuvertrauen; dies habe ich später sehr wohl gespürt.

Madeleine

Eine meiner treuesten Mitarbeiterinnen führte das Heim in einem etwas kleineren Rahmen weiter und nahm sich der Mädchen an. Es war bis zu Madeleines Tod für viele ein glückliches Zuhause.

Viele, die durch die «Grande Aventure» gegangen sind, haben dort für ihr Familien- und Berufsleben eine ganz neue Schau gefunden, und einige von ihnen geben wie ich ihre ganze Zeit, um diese Sicht in die Welt hinauszutragen. Zwei Freundinnen möchten hier ausdrücken, was sie in der «Grande Aventure» erlebt und gefunden haben.

Susanne

Nach dem Tod meiner Mutter lud mich Frida in ihr Haus ein, damit ich lernen könne, in einer Gemeinschaft zu leben. Ich ging hin mit dem Wunsch, dies mit den anderen Mädchen zusammen zu versuchen. Ich habe zahlreiche Freundinnen gefunden und lernte, jeden Morgen eine Zeit der Stille zu halten. Ich konnte mein Herz öffnen und Lösungen für meine Probleme finden. Dadurch wurde ich freier, glücklicher und verantwortungsbewußter in meiner Arbeit. Als Frida uns dann wegen Caux verließ, lebte ich noch zwölf Jahre in der kleineren Gemeinschaft, die wir damals bildeten. Ich war glücklich in diesem Kreis, in dem ich eine richtige Familie gefunden habe.

Vreni

«Liebe Frida, laß mich Dir hier noch einmal danken für alles, was Du für uns getan hast, welcher Art und Nationalität wir auch immer waren. Vor zweiunddreißig Jahren nahm ich das alles so selbstverständlich an. Erst heute ermesse ich, wieviel Idealismus, Verzicht auf eigene Wünsche und großes Gottvertrauen Du in dieses Abenteuer gelegt hast. Wie egoistisch komme ich mir vor dagegen. Ich genoß die Großfamilie mit allen ihren Vorteilen. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als eine eigene kleine Familie zu gründen, um darin die Erfüllung zu finden. An etwas anderes wollte ich mich nicht binden. Aber eines kann ich Dir sagen: Dein Vorbild – wie Du verstehen und annehmen konntest auch was schwer war – ist für mich wegleitend geworden.»

CAUX

Im Laufe der Jahre hatte sich die Oxfordgruppe, von der hier schon öfters die Rede war, weltweit verbreitet und war zur Moralischen Aufrüstung geworden. Während der ganzen Kriegszeit bereiteten sich in vielen Ländern Gruppen von Menschen darauf vor, in die Not und die Ruinen des verwüsteten Europas eine Antwort zu bringen.

«Da die Schweiz vom Krieg verschont blieb, sollte sie zu einem Treffpunkt werden, wo die Nationen Europas und der Welt sich begegnen können, um gemeinsam das Geheimnis der Einigkeit zu finden.» Dies war der Gedanke, der einigen meiner Freunde gekommen war. Das ehemalige Grandhotel Caux-Palace mit seiner einzigartigen Lage über dem Genfersee, auf tausend Meter Höhe, war zum Kauf ausgeschrieben. Dies war der ideale Ort für das gesuchte Zentrum.

Die Kaufbedingungen sahen aber eine erste Anzahlung von vierhunderttausend Franken bei der Unterzeichnung des Kaufvertrages vor. Wir waren nicht sehr viele und besaßen diese Summe nicht. Einige verkauften ihre Versicherungspolice, andere ihr Ferienhaus, wieder andere lösten ihre Sparbücher ein. Eine junge

Frau schenkte ihre Aussteuer, und so kam unter großen Opfern zur rechten Zeit das Geld zusammen. Noch vor Jahresende sollten im ganzen eine Million und fünfzigtausend Franken bezahlt werden. Diese Summe wurde in den folgenden Monaten ganz von Schweizern gegeben.

Das Unmögliche möglich machen

Am 1. Juni 1946 befand ich mich mit einer Gruppe von Schweizern in der kleinen blauen Zahnradbahn Montreux-Caux-Rochers de Naye. Eine junge Deutschschweizerin, die mir gegenüber saß, sagte mir, sie sei Sekretärin und habe ihren Beruf aufgegeben, um bei der Vorbereitung der Gebäude von Caux für die erste Konferenz mitzuhelfen. Das machte mir einen großen Eindruck.

Je höher der Zug stieg, desto heller strahlte die Sonne auf die Dents du Midi und die Rochers de Naye. An jeder Wendung entdeckte man ein neues Stück des blauen Sees zu unseren Füßen. Vor unseren Augen öffnete sich ein Panorama von einmaliger Schönheit.

Bei dieser ersten Fahrt nach Caux konnte keines von uns wissen, was die Zukunft bringen würde, doch alle spürten, daß etwas Großes, nie Dagewesenes auf uns zukam, das weit über unsere Begrenzungen und unsere kleinen persönlichen Gesichtspunkte hinausging.

Das Caux-Palace hatte zu seinen Glanzzeiten viele der Großen dieser Welt beherbergt. Dann, während

des Krieges, waren es Hunderte von Flüchtlingen. Es war uns klar, als wir das Haus betraten, daß uns eine ungeheure Aufgabe bevorstand. Wir kamen uns wie Pioniere vor. Beim Anblick der schweren Beschädigungen und des angehäuften Schmutzes aber wäre uns fast der Mut gesunken. Bevor wir die Besichtigung der Räume vornahmen, stellten wir uns alle im Kreise auf und machten einen Volkstanz, ein «Picoulet». Das Lachen und die Fröhlichkeit, die dieser muntere Auftakt auslöste, gaben uns Mut, das Haus in Angriff zu nehmen. Überall fanden wir zerbrochene Stühle, aufgeschlitzte Matratzen, Parkettböden, deren Holz sich durch das Scheuern mit zuviel Wasser gewölbt hatte. Die Küchenwände waren schwarz von Ruß; dort hatten die Flüchtlinge ihre Mahlzeiten in fahrbaren Militärküchen zubereitet.

Wir mußten uns sofort an die Arbeit machen; denn bis zur Eröffnung der Konferenz hatten wir nur ein paar Wochen vor uns. Ein Reinigungsfachmann von Genf kam, ebenfalls als freiwilliger Helfer, mit seinen Maschinen und lehrte uns, rationell zu arbeiten. Jedes putzte zuerst das Zimmer, in dem es die Nacht zu verbringen gedachte, und machte sein Bett mit mitgebrachtem Bettzeug. Dann richteten wir so viel weitere Räume als möglich her. Beim Einbruch der Nacht versammelten wir uns um ein Kaminfeuer, wo die einen und andern von Erfahrungen und Wundern der vergangenen Woche berichteten. Es waren unvergeßliche Abende.

Ein wahrer Bienenstock

Jede Woche kamen neue Leute aus allen Teilen der Schweiz, Bekannte und Unbekannte, um uns zu helfen. Sie trafen einzeln oder in Gruppen ein, für einen Tag, eine Woche – oder fürs ganze Leben. Zeitweise glich das Haus einem richtigen Bienenstock. Überall war man an der Arbeit: Auf Balkonen klopfte man Matratzen im Takt; im Garten vor dem Haus schrubbten die Kinder einer Deutschschweizer Schulklasse voller Eifer die Eßtische; in der Küche war ein Bauunternehmer mit seiner ganzen Familie daran, die Wände zu tünchen. Es brauchte sieben Farbanstriche, bis die Mauern wieder weiß wurden. Ein holländischer Architekt, der bis vor kurzem in einem Konzentrationslager gewesen war, ging mit Hammer und Nägeln durch das Haus und flickte das Dringendste. Er zeichnete auch die Pläne, nach denen der ehemalige Ballsaal in ein Theater umgewandelt werden sollte.

Mehrere Mädchen von der «Grande Aventure» setzten sich jeden Samstag nach Arbeitsschluß aufs Fahrrad und radelten nach Montreux, von wo sie zu Fuß nach Caux hinaufstiegen, um bis am Sonntagabend zu kochen, zu putzen und die Mahlzeiten zu servieren.

Hausfrauen aus der ganzen Schweiz schickten Wäsche. Ein achtzigjähriger Schlosser war mehrere Wochen lang damit beschäftigt, fast achthundert Schlösser zu prüfen und zu reparieren. Welch wertvoller Dienst! Denn nicht selten fanden wir uns in einem Zimmer eingeschlossen, dessen Türklinke nicht mehr funktionier-

te. Auf unsere Hilferufe von Fenstern und Balkonen aus eilte er dann herbei, um uns zu befreien.

Die Gäste treffen ein

Endlich konnte die Küche eingeweiht werden. Welch eine Verwandlung nach sieben Farbanstrichen und welches Vergnügen, in diesem schönen weißen Raum zu arbeiten! Ich war stolz, mit sechs Mädchen aus verschiedenen Ländern die erste Mahlzeit zu kochen.

Von dem Tage an begannen die ausländischen Delegationen einzutreffen: britische Bergarbeiter, französische Abgeordnete, Widerstandskämpfer und viele andere. Aus allen vom Krieg verwüsteten Ländern Europas strömten Menschen herbei, die mithelfen wollten, eine Heilung für die Not in der Welt zu finden. Das war der Anfang dieses großen Unternehmens, das Caux für unzählige Menschen in allen fünf Erdteilen zu einem Begriff werden ließ und das demonstrierte, wie unser Land der Welt sein Bestes geben konnte und geben mußte.

Am Eröffnungstag der ersten Konferenz traf der Gründer der Moralischen Aufrüstung, Dr. Frank Buchman, mit einer internationalen Gruppe aus Amerika ein. Bis zum letzten Augenblick hatten wir in den Zimmern Vorhänge aufgehängt und überall Blumen hingestellt. Dann versammelten sich alle in der Eingangshalle, um ihn und seine Mannschaft zu empfangen.

Wir Schweizer zeigten voll Stolz dieses Haus, in dem wir so hart gearbeitet und für das wir so viele Opfer gebracht hatten. Was Frank Buchman aber vor allem in-

teressierte, waren die Menschen, die er hier vorfand. Er verstand es, eine Atmosphäre zu schaffen, die den Haß in den Herzen früherer Feinde zum Schmelzen brachte und der befreienden Vergebung Platz machte. Tag für Tag erlebten wir Versöhnungen. Ehemalige Feinde gaben sich die Hand und nahmen gemeinsam den Kampf für eine neue Welt auf.

Jeder fühlte sich für den guten Gang des Hauses verantwortlich. Mit einer Freundin zusammen besorgte ich den Einkauf der Lebensmittel. Ich hatte schon jahrelang für über vierzig Leute gekocht. In Caux mußte ich nun lernen, achthundert oder noch mehr Menschen zu ernähren. Das Schwierigste war, die Mengen richtig zu berechnen, da fast alle den Krieg durchgemacht hatten und unterernährt waren. Dazu gab es damals noch Rationierungskarten für die Lebensmittel.

Auch die jungen Köchinnen machten ihre ersten Erfahrungen. Sie waren voller Begeisterung und setzten alles daran, gutes Essen zu kochen. Frank Buchman sagte uns immer wieder: «Gebt allen, die gehungert haben, genug zu essen.» Es kam oft vor, daß plötzlich der Zuckersack leer wurde oder das Fett zu rasch dahinschmolz, so daß wir in Panik gerieten und «Halt!» rufen wollten. Glücklicherweise gab es die gemeinsame Zeit der Stille, in der wir uns besinnen konnten. Mit neuem Vertrauen gingen wir jeweils wieder an unsere Arbeit. Wir merkten, daß die Angst ein schlechter Ratgeber war. Sie wollte uns lähmen und schuf einen Geist der Unruhe, der sich auf das ganze Haus übertragen konnte. Wenn jedoch unser Herz frei war, herrschte Vertrauen; alle waren fröhlich und bereit, ihr Bestes zu geben.

Wer ist Frank Buchman?

Oft fragte ich mich: «Wer ist eigentlich dieser Frank Buchman?» Ich hätte ihn gerne kennengelernt, um herauszufinden, ob er wirklich so außergewöhnlich war. Ich wollte sein Geheimnis entdecken, wie er Menschen zu ändern vermochte.

Als ich ihm zum erstenmal persönlich begegnete, fand ich nichts Besonderes an ihm. Ich stellte erleichtert fest, daß er sehr einfach war, nichts Übernatürliches an sich hatte. Er brauchte auch keine hohen intellektuellen Phrasen, die mich eingeschüchtert hätten. Ich spürte bloß einen tiefen Frieden in ihm. Er hatte gütige Augen, die lebhaft funkelten und einen bis ins Innerste trafen. Ich spürte, daß es nutzlos wäre, ihm etwas vorzumachen; ich brauchte bloß mich selber zu sein. Das gab mir Vertrauen.

Eines allerdings war mir ein Rätsel: Warum wollte er, der doch mit so vielen Leuten zu sprechen hatte und geistig so viel geben mußte, immer auf dem laufenden sein über alle praktischen Dinge, die das Haus betrafen? Keine Einzelheit schien ihm unwichtig. Er wollte wissen, was gekocht wurde, und ging oft durch die Zimmer, um zu sehen, ob alles in Ordnung war, sogar der Blumenstrauß für seine Gäste. Warum fragte er in der Küche nach, wenn eine Mahlzeit nicht ganz geraten war, ob zwischen den Köchinnen Eifersucht oder Rivalitäten beständen? Warum überließ er es nicht einfach den Frauen, sich um all das zu kümmern, was doch ihr Arbeitsgebiet war?

Eine heilsame Erfahrung brachte mir die Erklärung.

Eines Tages war der Besuch eines Staatsmannes aus einem fernen Land angekündigt. Sein Empfang war gründlich vorbereitet worden. Die Köchinnen hatten ein besonders gutes Essen ausgedacht. Alle Bestellungen waren gemacht. Am Morgen wollte Frank Buchman das Menü sehen. Nach kurzem Überlegen sagte er: «Nein, das ist nicht das Richtige für unseren Gast. Ich habe heute früh gedacht, wir sollten ihm ein Gericht seines Landes zubereiten.»

Als die Köchin mir sagte, man müsse schnell etwas anderes bestellen, war ich empört. Es bestand wenig Aussicht, die verlangten Spezialitäten rechtzeitig zu bekommen, und ich konnte nicht begreifen, daß man für einen einzigen Mann soviel Umstände machte. Ganz unwillig führte ich den Befehl aus. Am nächsten Tag hörte ich bei der morgendlichen Zusammenkunft unseren Gast sagen: «Als ich drei Jahre alt war, verlor ich meine Mutter. Ich habe sie immer schmerzlich vermißt. Ich bin auf der ganzen Welt herumgekommen, habe in den besten Hotels gelebt, aber nie und nirgends bin ich so aufgenommen worden wie hier. Euer Empfang hat mich tief berührt. Ich habe das prächtige Zimmer geschätzt, das ihr mir gegeben habt. Als ich aber zu Tisch ging und mir eine Speise von zuhause vorgesetzt wurde, besser zubereitet, als ich sie je gegessen habe, da sagte ich mir: So muß es sein, wenn eine Mutter ihren Sohn empfängt! Ihr habt mich gewonnen. Alles, was ich hier gehört und gelernt habe, ist in meinem Herzen eingeprägt. Danke, danke!»

Ich war überwältigt; selten hatte ich mich so geschämt. Am liebsten wäre ich in ein Mauselloch gekro-

chen. Damals wurde mir klar, daß für Frank Buchman das Geistige und das Materielle eins waren. Bei ihm diente alles, was er tat oder sagte, dem einen und einzigen Ziel: das Herz eines Menschen zu ändern, damit er wieder zu Gott findet und zu einem Werkzeug wird für die Neugestaltung der Welt. Dies zu lernen, hatten wir Frauen ganz besonders nötig.

Er nahm sich eines jeden an

Ich hatte Gelegenheit, Frank Buchman besser kennenzulernen, als er in meine Heimat, die Ostschweiz, kam. Einige St. Galler luden ihn im Jahr 1960 in unsere Stadt ein. Er liebte diese Gegend ganz besonders; denn von da waren seine Vorfahren vor zweihundert Jahren nach Amerika ausgewandert. Vor seiner Abreise von Caux bat er alle anwesenden St. Galler auf sein Zimmer: «Mit wieviel Personen möchtet ihr, daß ich komme?» fragte er uns. «Welches Theaterstück soll man euren Landsleuten zeigen?» – «Mit dreißig bis fünfzig Personen, einem Theaterstück und vielleicht einem Film», war unsere Antwort. Der Schalk blitzte aus seinen Augen, als er mit breitem Schmunzeln sagte: «Wenn ihr etwas für eure Gegend tun wollt, so macht es richtig. Ich werde mit hundert Leuten, drei Theaterstücken und drei Filmen kommen.»

Etwas erschrocken verließen wir sein Zimmer. Wir ahnten, daß Frank uns eine Sicht und einen Glauben vermitteln wollte, der unser begrenztes und ängstliches Denken sprengte.

Ein Unternehmer in der Stickereibranche und seine Frau luden Frank und seine engsten Mitarbeiter in ihr Haus ein. Menschen aus allen Schichten kamen von nah und fern, um ihn dort zu treffen. Oft rief er uns alle zusammen, auch die Hausangestellte, um mit uns seine Pläne zu besprechen und über den Empfang seiner Gäste nachzudenken.

Während dieser Zeit wurde im Theater von St. Gallen jeden Abend ein Film oder ein Theaterstück gezeigt. Von einem der Filme, «Krönung des Lebens», war das Publikum besonders stark gepackt. Es ist die Geschichte einer schwarzen Amerikanerin aus dem Süden, die schwer unter der Rassentrennung litt. Sie gründete – unter freiem Himmel – die erste Schule für schwarze Kinder mit einem Anfangskapital von anderthalb Dollar! Nach zehn Jahren hatte sie eine Universität für sechshundert Studenten aufgebaut, und später wurde sie Beraterin von Präsident Roosevelt. Ihr Leben vermittelt den Zuschauern eine große und tiefe Erfahrung, nach der sich viele Menschen sehnen und die für viele die Krönung des Lebens bedeuten kann.

Als die drei Wochen in St. Gallen um waren und Tausende die Filme und Theaterstücke gesehen hatten, fand ein Abschiedsabend für alle Freunde und Gastgeber statt. Am Vortag fragte mich Frank: «Bist du auch sicher, daß deine Familie zum Nachtessen da sein wird?» – «Das ist nicht möglich, Frank, mein Schwager muß zu dieser Zeit die Kühe melken», antwortete ich. «Oh! Dann muß sie jemand mit dem Wagen holen», sagte er mit Bestimmtheit.

Das wurde auch veranlaßt. Frank wollte unbedingt

meine ganze Familie persönlich begrüßen. Für sie alle wurde es ein wunderbarer Abend.

Im Jahr darauf, 1961, war Frank Buchman wieder in Caux. Obschon er leidend war, bereitete er die Sommerkonferenz vor. Am Ostermorgen lud er seine damaligen Gastgeber aus St. Gallen und mich auf sein Zimmer ein.

In den Händen hielt er einen Hahn aus Keramik, streckte ihn mir entgegen und sagte: «Das ist für dich, Frida, und da sind Karamellen für deinen Neffen. Er hatte einen Unfall, nicht wahr? Hier sind auch ein paar Illustrierte für deine Familie.» Es berührte mich tief, daß er immer noch an meine Familie dachte, und es war eine Herausforderung für mich, selber ebenso für andere zu sorgen.

Ich kann die Heiterkeit und Güte nie vergessen, die an diesem Ostertag von Frank ausgingen. Freilich konnten wir damals nicht ahnen, daß wir ihn zum letztenmal sahen. Kurze Zeit darauf reiste er zur Erholung nach Freudenstadt in den Schwarzwald, an den Ort, wo er 1938 die Eingebung hatte, die Moralische Aufrüstung ins Leben zu rufen. Sein Zustand verschlechterte sich rasch. Am 7. August 1961 verließ dieser große Mann, der zugleich ein Vater für Tausende von Menschen gewesen war, unsere Welt. Seine letzten Worte waren: «Warum sollte die Welt nicht von Menschen regiert werden, die sich von Gott führen lassen?»

IN FRANKREICH

Im Herbst 1947 reiste ich mit einer Gruppe in den Norden Frankreichs, nach Le Touquet in der Nähe von Calais. Alle unter uns, die den Krieg nicht miterlebt hatten, waren erschüttert, als wir in dieser größtenteils zerstörten Stadt ankamen: Die meisten Häuser waren unbewohnbar, weil Wasser und Heizung fehlten. Es war November. Zweihundert bis vierhundert Personen waren für zwei Wochenende erwartet; es kamen aber zweitausend.

Ein Theaterstück von Alan Thornhill «Der vergessene Faktor» wurde aufgeführt. Es zeigte genau die richtige Antwort auf die bestehenden Probleme: auf die Spaltung zwischen Unternehmern und Arbeitern wie auch die Spaltung in den Familien. Die Teilnehmer an diesen Wochenenden, die von nah und fern gekommen waren, fuhren mit einer neuen Hoffnung für sich und ihr Land nach Hause.

Im folgenden Jahr wurde eine Gruppe von zehn bis fünfzehn Personen nach Roubaix und Lille eingeladen, um Arbeitnehmern und Arbeitgebern zu helfen, in den Familien und Unternehmen ein neues Klima zu schaffen. Es war wenig Geld, wenig zu essen und fast

kein Platz vorhanden, aber alle waren bereit Opfer zu bringen und das wenige, das sie besaßen, mit uns zu teilen. Meine Freundin und ich waren eingeladen, bei einer Arbeiterfamilie zu wohnen; sie gaben uns ein Zimmer mit zwei Betten. Am nächsten Tag merkten wir, daß das Ehepaar uns sein Schlafzimmer überlassen und selber auf zwei alten Sofas geschlafen hatte. Wir versuchten umsonst sie zu bewegen, wieder ihr Schlafzimmer für sich zu nehmen. Überall fanden wir offene Herzen, bereit alles zu geben, um etwas Neues aufzubauen. Wir erlebten viele Versöhnungen in den Familien.

Die Spaltung zwischen den Klassen war im Norden sehr ausgeprägt. Die Arbeiter waren voller Forderungen. Es geschahen nun aber Dinge, die man nie für möglich gehalten hätte: Einige Arbeiter luden ihre Chefs zu einer Tasse Kaffee nach Hause ein, sagten ihnen, was sie auf dem Herzen hatten und fanden so einen neuen Kontakt zu ihnen.

In der Zeitung «France Soir» konnte man unter der Überschrift «Ein Unternehmer und seine Arbeiter in Roubaix finden gemeinsam eine Antwort auf die Baukrise» folgendes lesen:

«Der Direktor eines Bauunternehmens hatte an diesem Abend zehn Arbeiter und den Vorarbeiter um sich versammelt. Der Direktor kaute mit düsterer Miene an seiner Pfeife, als er sich plötzlich zum Reden entschloß: «Ihr wißt alle, daß wir durch eine Krise gehen, die einige Monate dauern wird. Es fehlen Kredite. Was tun? Die andern Bauunternehmer haben durchschnittlich einen Drittel der Belegschaft entlassen, und gestern

abend war ich fast soweit, daß ich es ihnen gleichtun wollte. Doch heute morgen sagte ich mir: Jacques, wenn du bloß einen deiner Leute fortschickst, bist du nicht mehr würdig, ihr Chef zu sein! Nun habe ich eine andere Lösung gefunden. Ich werde in anderen Provinzen zu Verlustpreisen offerieren.»

Es verstrichen einige Minuten des Schweigens, dann meldete sich einer zum Wort: «Chef, wenn Sie den Gürtel enger schnallen, um einige von unseren Arbeitsplätzen zu retten, sehe ich nicht, warum wir nicht auch eine Anstrengung machen sollten. Wir sind bereit, in anderen Gegenden arbeiten zu gehen und werden dabei auf Versetzungszulagen verzichten. Wir werden auch, wenn es sein muß, während der Woche unsere Familien verlassen, um auf den anderen Bauplätzen zu arbeiten. Schließlich, wenn Sie wollen, werden wir jeden Tag gratis eine Überstunde machen, also vierundfünfzig Stunden für einen Lohn von achtundvierzig, und das während drei Monaten; das würde sicher etwas ausmachen.»»

Weiter war in dem Artikel zu lesen, daß der Unternehmer, der dank der Unterstützung durch seine Arbeiter frischen Mut gefaßt hatte, noch am selben Tag drei Aufträge erhielt und daß der neue Geist, der zu walten begann, dem Geschäft Auftrieb brachte. Die Prämie für sorgfältige Arbeit wurde auf drei Prozent erhöht, und am Ende des Jahres konnte trotz der Krise ein viermal größerer Gewinnanteil an die Belegschaft verteilt werden als im Vorjahr.

Ich habe diesen Unternehmer und seine Arbeiter gut gekannt. Was in ihrem Betrieb geschehen ist, hat mich

als Arbeiterin sehr bewegt. Es war ein Beispiel, wie eine friedliche Revolution von Unternehmern und Arbeitern gemeinsam ausgelöst werden kann.

Delegationen in Caux

Im folgenden Sommer kamen mehrere Delegationen aus dem Norden Frankreichs nach Caux. Für viele war es die erste Reise über die Landesgrenze hinaus. Sie hatten große Opfer gebracht, um die Fahrt und den Aufenthalt bezahlen zu können, und taten es mit dem Geld, das sie mit viel Mühe zusammengespart hatten.

Die ersten Tage in Caux waren nicht leicht. Das große, schön eingerichtete Haus weckte in vielen ein gewisses Mißtrauen: «Ist das nicht ein Ort für Kapitalisten?» fragten sie sich. «Und wird da nicht einfach Bauernfängerei mit uns getrieben?» Als man ihnen aber die Tatsachen schilderte, begriffen sie, daß die Opfer und Spenden von Hunderten von Menschen aller Schichten es ermöglicht hatten, aus Caux ein solch einladendes Haus zu machen. Wir sagten ihnen auch: «Ihr selbst habt uns doch euer bestes Zimmer gegeben; wie könnt ihr jetzt verletzt sein, wenn wir auch vom Besten geben wollen, das wir euch und der Welt geben können?» Da lachten sie und waren gewonnen. Wie sie dann alle die Leute sahen, die ohne Entgelt für den guten Gang des Hauses sorgten, sagten sie: «Dies hier ist wohl die klassenlose Gesellschaft?» Am Ende ihres Aufenthaltes reisten sie ab mit dem Entschluß, ihr Land für diese Idee zu gewinnen.

Im folgenden Winter wurden einige von uns in die Gegend des Pas-de-Calais eingeladen. Ich befand mich hier zum erstenmal in einem Bergbaugebiet. Die großen Hochöfen mit ihrem schwarzen Rauch und ihren Feuerzungen beeindruckten mich sehr. Ich werde auch die Arbeiter aller Nationalitäten nicht vergessen, denen man Tag und Nacht begegnete. Sie hatten traurige Gesichter. Ich konnte mich so gut in ihre Lage versetzen und beschloß, alles zu tun, um ihnen zu helfen, den Sinn zu finden, der das Leben lebenswert macht.

Mehrere Familien hatten das Theaterstück «Der vergessene Faktor» in Le Touquet gesehen und sich entschieden, ihre Lebensweise zu ändern. Den ganzen Tag waren wir unterwegs, von einer Familie zur andern. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich die Möglichkeit, sowohl für Unternehmer als auch für Arbeiter zu kämpfen. «Was uns am meisten beeindruckt», sagten die Arbeitgeber, «ist zu sehen, wie Arbeiter sich wirklich ändern. Das gibt uns Mut und verpflichtet uns, dasselbe zu tun.» Die Arbeiter sagten genau das gleiche über ihre Arbeitgeber!

So konnte man in dieser Gegend Frankreichs eine tiefe Änderung der Herzen feststellen, die weitherum zu spüren war. Die Arbeiter zeigten größeres Interesse für ihre Arbeit, und die Produktion erhöhte sich zum Wohle aller. In den folgenden Jahren fuhren viele Industriedelegationen aus verschiedenen Gegenden Frankreichs nach Caux.

IN DEN NIEDERLANDEN

Im Herbst 1962 wurde ich eingeladen, mit einer Mannschaft der Moralischen Aufrüstung in den holländischen Hafenstädten zu arbeiten. In Rotterdam wohnte ich bei einem jungen Ingenieur und seiner Frau, die sich wie ich einsetzten, ohne festes Einkommen. Sie hatten eine kleine Tochter. Es war eine große Erfahrung, wie Gott Tag für Tag nicht nur für unsere persönlichen Bedürfnisse sorgte, sondern auch für die eines ganzen Haushaltes.

Mir gefiel dieses Land, das so vieles mit der Schweiz gemeinsam hat. Ich machte Besuche bei Hafearbeitern. Zu jeder Stunde, selbst kurz vor den Essenszeiten, war man immer willkommen. Nie fehlte es an einem guten, wärmenden Kaffee.

Ich sehe immer noch den Hafen von Rotterdam vor mir. Bei Einbruch der Dunkelheit leuchteten an den Masten von oben bis unten Tausende von kleinen Lampen auf. Es sah aus, als erhellten Hunderte von Christbäumen mit ihren unzähligen Kerzen die Nacht.

In diesem Winter wurde das Schauspiel «Die Leiter» von Peter Howard auf holländisch im Hafen von Rotterdam und der Umgebung aufgeführt. Hafearbeiter

und Industrielle wirkten als Schauspieler mit. Sie zögerten nicht, nach Feierabend ihre Kräfte, ihre Zeit und ihr Geld einzusetzen, um diese Botschaft hinauszutragen. Sie taten es, weil sie selbst in ihrem eigenen Herzen die Antwort auf Angst und Haß gefunden hatten.

Nach vier Monaten in diesem Land verstand ich allmählich die Sprache ein wenig. Da machte eine unerwartete Nachricht meinem Aufenthalt ein Ende. Sie kam aus Südamerika, wo mein Bruder Hans seit fünfundzwanzig Jahren bei der Schweizer Botschaft in Buenos Aires beschäftigt war. Es war abgemacht, daß er mit seiner Frau Marie im kommenden Sommer die Ferien in der Heimat verbringen werde. Er freute sich darauf, seine Familie und seine Freunde wiederzusehen. Im Brief aber stand, daß er wegen Lungenkrebs operiert worden war und sein Zustand sehr ernst sei. Seine Frau, von einer Augenentzündung befallen, war fast blind und sehr von ihm abhängig. Die Erkrankung ihres Mannes brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

Das war ein Schlag für mich. Ich dachte: «Wenn ich bloß Hans und Marie helfen könnte; wenn sie nur in der Nähe wohnten! So weit zu reisen ist mir unmöglich, weil ich ja das Geld nicht habe.» Ich spürte zutiefst die Not meiner Familie, doch sah ich keine Möglichkeit zu helfen. Aber in mir schien eine Stimme zu sagen: «Und wenn du doch gehen solltest?»

Eines Morgens läutete das Telefon. Es war eine Freundin: «Mein Mann und ich haben an dich gedacht», sagte sie. «Hast du Gott gefragt, ob du nicht zu deinem Bruder nach Argentinien fahren solltest?» –

«Ich wage nicht einmal daran zu denken. Wie könnte ich soviel Geld finden und es annehmen, um meine Familie zu besuchen?» – «Wenn es richtig ist, wirst du hinfahren, weil es Gottes Plan ist und er es ist, der dich sendet», sagte sie noch.

Kaum hatte ich den Hörer aufgelegt, wußte ich, daß dieser Anruf entscheidend war; jetzt war ich gezwungen, der Sache wirklich ins Auge zu sehen. Ich versprach Gott, zu allem bereit zu sein, was immer es mich kosten würde, und bis ans Ende der Welt zu gehen, wenn er es verlangte. Um seinen Willen zu erkennen, bat ich ihn, sich selber meiner materiellen Bedürfnisse anzunehmen.

Ich schrieb einer Freundin in der Schweiz von meiner Entscheidung, damit sie auf dem laufenden sei, falls meine Abreise Wirklichkeit werden sollte. Am übernächsten Tag bekam ich einen Anruf von ihr: «Frida, wir sind mit ein paar Freunden zusammengekommen, um an deine Familie zu denken, und wir möchten ganz für dein Flugbillet aufkommen. Wenn du spürst, daß es richtig ist, reise so bald als möglich.»

Diese unerwartete Nachricht überwältigte mich, mein Hals war wie zugeschnürt, und ich konnte nicht sprechen. «Danke», sagte ich nur und legte den Hörer auf.

Von dem Augenblick an halfen mir alle um mich herum bei der Vorbereitung meiner Reise. Am nächsten Tag kam mit Eilbrief ein Geldbetrag von einer Freundin aus England, die eben durch eine große Prüfung gegangen war, nun aber den Frieden im Herzen wieder gefunden hatte. Mit der ihnen eigenen Großzü-

gigkeit kauften meine holländischen Freunde mir die nötigen Kleider. Eines Tages kam meine Wohnungsnachbarin mit einem wunderschönen Nachthemd: «Ich habe gedacht, daß Sie sicher auch Wäsche brauchen», meinte sie. Eine andere Nachbarin brachte mir zu einem meiner Kleider das passende Schmuckstück. Eine angesehene holländische Dame schenkte mir ein Reisescheckheft: «Damit Sie in Amerika genug Taschengeld haben», sagte sie. Ich war tief berührt von all dieser Hilfe und begriff einmal mehr, daß uns Gott ernst nimmt, wenn wir ihn ernst nehmen.

IN LATEINAMERIKA

Mein erster Flug

Drei Tage später begleiteten mich meine Freunde zum Amsterdamer Flughafen. Der Moment des großen Abschieds war gekommen. Ich glaubte zu träumen, meine Beine zitterten, so vieles war geschehen in so kurzer Zeit. Jetzt stand ich da und wartete auf das Flugzeug, das mich weit fort auf einen fernen Kontinent bringen sollte. Beim Abschied übermannten mich für einen Augenblick meine Gefühle, aber als ich zum Himmel aufsah, erblickte ich den prächtigen Sonnenuntergang, und es war, wie wenn mir eine Stimme sagte: «Geh nur und habe keine Angst, du wirst nie allein sein. Wo du auch hingehst, werde ich bei dir sein.» So ermutigt, bestieg ich die Maschine.

Es war mein erster Flug. Die Motoren begannen mit großem Lärm zu arbeiten, und langsam hob sich das Flugzeug vom Boden ab. Bald brach die Nacht herein. Die Lämpchen der lesenden Passagiere erloschen eines nach dem andern. Nur das eintönige Brummen der Motoren erinnerte mich daran, daß wir einem fernen Ziel zuflogen. Ich verspürte keine Müdigkeit. Meine

Gedanken weilten bei den Menschen, die ich soeben verlassen hatte, und bei denen, die ich anderntags treffen würde.

Um ein Uhr morgens befahl eine an der Decke aufleuchtende Schrift «Bitte anschnallen!» Etwas besorgt fragte ich eine Stewardess, was vor sich gehe. «Unter uns tobt ein schweres Gewitter», antwortete sie. Mit einem Mal wurde mir bewußt, welch ungeheure Verantwortung auf diesen Menschen liegt, die ein Flugzeug über den Ozean steuern, und wie sehr das Leben von Tausenden von ihrer absoluten Disziplin abhängt. Wenn dieselbe Disziplin in allen Bereichen unseres Lebens geübt würde, wäre da die Welt nicht anders? Morgens um halb fünf landete unsere Maschine zum ersten Mal. Wir waren in Dakar, in Afrika. Eine schwere, stikige Luft schlug uns entgegen, als wir das Flugzeug verließen. Der zweite Halt zum Auftanken war in Rio de Janeiro. Dann folgte die letzte Flugetappe in Richtung Argentinien. Je mehr wir uns dem Ziel näherten, umso stärker klopfte mein Herz. Der Himmel war blau und klar. Am Sonntagnachmittag um drei Uhr verkündete der Flugkapitän über den Lautsprecher: «Wir überfliegen jetzt den Rio de la Plata.» Dieser Strom gleicht einem Meer, so breit ist er. Dann tauchte die Hauptstadt auf, das riesige Buenos Aires. Nach zwanzig Minuten Flug über Häuser und Parkanlagen begann das Flugzeug sich sachte zu senken, und bald setzte es auf festen Grund auf.

Die Motoren standen still, die Türen öffneten sich. Vor meiner Abreise hatte ich ein Telegramm aufgegeben, um meine Ankunft mitzuteilen. Noch wußte ich

nicht, ob ich jemanden von meiner Familie am Flugplatz vorfinden würde, oder ob ich mich allein bis zur Wohnung meines Bruders würde durchschlagen müssen. Als ich die Maschine verließ, erfüllte mich große Dankbarkeit für diese schöne Reise. Eine angenehme Brise hüllte mich ein, als wollte sie mich in diesem Land willkommen heißen. Es war der Beginn eines neuen Abenteuers.

In Argentinien

Zu meiner Überraschung wurde ich am Ausgang des Flughafens von meiner Schwägerin Marie, ihrem Sohn und dessen drei Mädchen in Empfang genommen. Maries starke Ergriffenheit zeigte mir sogleich, wie sehr sie gelitten hatte und wie unglücklich sie wegen der Krankheit ihres Mannes war. Mit dem Auto brauchten wir eine gute Stunde, um in die Stadt zu gelangen. Die Schweizer Botschaft, in der Hans wohnte, befindet sich im Zentrum der Fünf-Millionen-Stadt. Kaum waren wir angekommen, so schüttete mir Marie ihr Herz aus. Sie war verzweifelt, voller Auflehnung gegen Gott und die Menschen. Sie konnte nicht annehmen, daß es ihrem Mann bestimmt sein sollte, diese Welt zu verlassen. «Jetzt weiß ich, wozu ich hierher gekommen bin», sagte ich mir im stillen.

Ungeachtet des Schlafmangels der letzten vierundzwanzig Stunden ging ich sofort ins Krankenhaus, um Hans zu besuchen. Wie könnte ich in Worte fassen, was in uns beiden vor sich ging, als wir uns die Hände drückten! Große Tränen rollten langsam über die tief

eingefallenen Wangen meines Bruders – Ausdruck seines unsagbaren Leidens, in das sich nun die Dankbarkeit mischte. «Jemand aus meiner Familie – jemand aus meiner Familie», waren die einzigen Worte, die er stammelte.

Als Marie am nächsten Tag einmal kurz das Zimmer verließ, drehte sich Hans zu mir und sagte: «Ich bin so froh, daß du da bist. Marie könnte diese Prüfung niemals allein durchstehen.» – «Mein Gott, ich weiß, warum ich hier bin», flüsterte ich nochmals.

Es waren keine leichten Tage. Hans war in ernstem Zustand aus dem Krankenhaus heimgekommen. Ich wußte, daß ich da war, um meiner Familie beizustehen; doch ihr Leid war auch das meine, und ich kam mir oft elend und allein vor. Manchmal lähmte mich die Angst, und ich fühlte mich nicht fähig, allen Nöten zu begegnen. Allmählich wurde uns klar, daß wenig Hoffnung für Hans bestand. Maries Verzweiflung steigerte sich von Tag zu Tag. Sie haderte mit Gott und jedermann.

Hans war erst dreiundfünfzig Jahre alt. Er war sehr beliebt, ein echter Vater für die ganze Schweizerkolonie, der er beinahe fünfundzwanzig Jahre lang mit allen Kräften und voller Hingabe gedient hatte, und niemand konnte sich vorstellen, daß die Trennung so nahe bevorstand. Es gab einen Zeitpunkt, wo er selbst durch eine tiefe innere Krise ging. Die Ärzte, welche ihm die Wahrheit über seinen Zustand verheimlichten, beruhigten ihn immer wieder und versprachen ihm, er werde bald genesen und seine Arbeit wieder aufnehmen können. Trotz der Hoffnung, die er dann für kurze Au-

genblicke schöpfte, war er sich darüber klar, daß sich sein Leiden verschlimmerte. Er war in großer Verwirrung. Mit aller Kraft kämpfte er gegen den Tod. Dieser Zustand war für uns alle unsäglich schwer; es war, als befänden wir uns in einem dunklen Tunnel.

Eines Abends, als ich selbst ganz verzweifelt war, sagte ich zu Gott: «Warum hast du mich hierher gesandt, wenn ich doch nicht fähig bin, etwas zu tun? Ich bin ganz unnütz. Hat es sich wirklich gelohnt, so viel Geld für diese Reise auszugeben, wenn es mir doch nicht gelingt, irgend etwas zu ändern?» Eine Stimme antwortete: «Wer bist du, daß du hier etwas ändern willst? Bin nicht ich, dein allmächtiger Gott, an deiner Seite? Habe ich nicht alles in der Hand? Bin nicht ich es, der die Stunde und den Augenblick bestimmt, in der ich die ganze Situation ändern werde? Wenn du mir ganz vertraust, wenn du einfach mein Werkzeug und sonst nichts sein willst, werde ich dich für meinen Dienst gebrauchen.»

Einmal mehr erkannte ich, daß alle meine eigenen Anstrengungen umsonst waren. Mein Stolz hatte mich angetrieben; ich hatte meine Anwesenheit in Argentinien rechtfertigen wollen. Die Herzen meiner Angehörigen hatte ich zu ändern gehofft – und jetzt gelang es mir nicht. Ich schämte mich, ich mußte annehmen, niemand zu sein und nichts mehr aus meinem eigenen Willen tun zu wollen. Diese Erfahrung brachte mich an den Fuß des Kreuzes zurück, wo ich mich von neuem entschied, nur mit und für Jesus zu leben. Eine schwere Last fiel von meinen Schultern.

Wenige Tage danach kam Marie zu mir und sagte:

«Ich bin so unglücklich und verzweifelt. Glaubst du, Gott werde mir vergeben, wenn ich mich ihm wieder zuwende?» Nun geschah das Wunder. Von dem Augenblick an, da sie ihr Schicksal annahm, wurde sie völlig anders. Den zahlreichen Freunden, die sie anriefen, um ihr schweres Los zu beklagen, sagte sie: «Wir haben kein Recht, uns gegen Gottes Plan aufzulehnen. Ich habe mich entschieden, seinen Willen anzunehmen, was immer es kosten mag. Nun habe ich meinen inneren Frieden wieder gefunden.»

Der neue Geist, welcher nun im Haus herrschte, ermöglichte es Hans auch, mit seiner Frau ganz ehrlich zu reden. Er bat sie um Verzeihung für die Fehler, die er begangen hatte. Nun konnte er ihr seinen letzten Willen kundtun, ohne daß er Verzweiflungsausbrüche fürchten mußte.

Eines Morgens erhielt Hans Besuch vom Prior eines Klosters außerhalb Buenos Aires, das von Mönchen aus Einsiedeln gegründet worden war. Hans konnte mit freiem Herzen zu ihm sagen: «Prior, ich bin jetzt bereit zu sterben. Gott kann mich heimholen, wann es ihm gefällt.» Der Prior segnete ihn und antwortete: «Wir wissen, daß Sie Protestant sind, aber in unseren Augen waren Sie ein wahrer Christ, und ich denke, Gott wird Sie mit offenen Armen empfangen, wenn Sie diese Erde verlassen.»

Obwohl Hans unter immer heftigeren Schmerzen litt, waltete ein Geist des Friedens im Haus. Während der letzten zehn Tage knieten Marie und ich oft zum gemeinsamen Gebet an seinem Bett nieder. Das war für mich das größte Geschenk, das Gott uns in dieser Zeit

der Prüfung gab. So konnten wir am letzten Abend vor dem großen Abschied in einem dieser wunderbaren gemeinsamen Momente alles, was uns bewegte, vertrauensvoll in die Hände des Allmächtigen legen. Als ich an diesem Abend in mein Zimmer ging, lag eine eigenartige tiefe Stille über dem Haus. Mir war, als sei nach einem schweren Sturm die Sonne wiedergekommen.

Am folgenden Morgen brachte der Postbote eine Schachtel voller Narzissen, welche Freunde in der Schweiz am Montag auf elfhundert Meter Höhe gepflückt hatten. Schon am Donnerstagsmorgen kamen sie in der Botschaft an. Als Hans die Blumen erblickte, wiederholte er mehrere Male: «Blumen aus meiner Heimat.» Sie waren der letzte Abschiedsgruß aus seinem Vaterland, das wiederzusehen er sich so sehr gewünscht hatte.

Am Nachmittag wurde ihm das Atmen immer beschwerlicher. Er klagte nicht und blieb bei vollem Bewußtsein. Am Abend, als ich gerade eine kleine Mahlzeit zubereitete, rief Marie, ich solle sofort heraufkommen. Kurz vorher hatte Hans von ihr Abschied genommen und ihr noch einmal für alles gedankt, was sie für ihn getan hatte. Als ich ins Zimmer kam, verließ ihn sein Geist und trat den Weg in die Ewigkeit an. Eine nicht zu beschreibende Stille gab uns das Gefühl der persönlichen Gegenwart Gottes. Wir knieten nieder, um ihm zu danken, daß er Hans von seinem Leiden erlöst hatte, und baten ihn um Beistand in unserer Trauer.

Trotz ihrem großen Leid blieb Marie ruhig und voll Vertrauen.

Wie es in warmen Ländern üblich ist, fand die Beerdigung schon am nächsten Tag statt. Zahlreich waren die Freunde, die von nah und fern zum letzten Abschied herbeikamen. Die Beileidsbezeugungen aus der Schweiz und von den argentinischen Behörden brachten Trost und Stärkung. Wenn man in der Fremde lebt, fühlt man sich oft mit seinen Landsleuten noch enger verbunden, und wenn einer von ihnen geht, ist die Lücke umso spürbarer.

Am Abend dieses bewegten Tages fand ich keinen Schlaf. Wie in einem Film zogen die zwei vergangenen Wochen an mir vorüber. Ich fragte mich nicht mehr: «Warum bin ich hierhergekommen?» Da, wo Angst, Auflehnung und Verzweiflung geherrscht hatten, waren trotz des Trennungsschmerzes Friede und eine tiefe Dankbarkeit eingekehrt.

Einige Tage nach dem Ableben meines Bruders wurden an zwei verschiedenen Orten Messen für ihn zelebriert. Die Angehörigen der Familie und der Botschaft sowie die Freunde – Katholiken und Protestanten – knieten nebeneinander vor dem Altar. Diese Einigkeit zwischen Menschen beider Konfessionen erfüllte mich mit großer Dankbarkeit.

Der 1. August

Es traf sich, daß wenige Tage vor meiner Abreise der 1. August gefeiert wurde. Den Schweizer Nationalfeiertag auf einem anderen Kontinent zu erleben, war ein ganz besonderes Ereignis. Die Empfänge in der Bot-

schaft fanden von elf bis dreizehn Uhr statt, gefeiert wurde aber drei Tage lang! Die gewöhnlich sorgfältig verschlossenen Tore standen weit offen. Prächtige Blumenarrangements in den Schweizer Farben schmückten die Eingangshalle und die Empfangsräume und sorgten für eine festliche Stimmung, weckten aber auch das Heimweh.

Der Botschafter und seine Angehörigen empfingen jeden eintretenden Gast persönlich mit einem Händedruck. Nach und nach füllten sich die Salons. Es bildeten sich Gruppen aus ganz unterschiedlichen Leuten. Französisch, Schweizerdeutsch, Spanisch und Hochdeutsch vermischten sich in dieser Menge von nahezu tausend Menschen.

An den Wänden waren Tische aufgestellt, wunderbar geschmückt und beladen mit den köstlichsten Spezialitäten des Landes. Die Gäste waren alle festlich gekleidet, aber mitten unter ihnen bemerkte ich eine runzelige, kummervoll dreinblickende Frau, die ein altes Kopftuch trug. Ihr Kleid und ihre auf die Füße fallenden Strümpfe zeugten von äußerster Armut. Sie machte sich nichts daraus und stopfte einen Leckerbissen nach dem andern in den Mund. Was dort nicht mehr hineinging, verschwand in einer zerrissenen Handtasche. Niemand schien sie zu beachten oder sich um sie zu kümmern – ein wahres Bild unserer Welt!

Während ich das bunte Treiben beobachtete, wurde mir bewußt, daß dieser Tag hier wirklich das große Fest des Jahres war, an dem viele Schweizer von weit her kamen, um sich mit ihren Landsleuten zu treffen. Mir erschienen sie viel schweizerischer, als wir in unserem

Land sind. Der erste, der mich ansprach, war ein St. Galler aus meiner Gegend. Im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich, daß er eine kleine Stickereifabrik gegründet hatte, was ihn mir gleich sympathisch machte. In einer Ecke des Salons entdeckte ich eine Gruppe weißhaariger Männer, welche über die Ereignisse des Jahres diskutierten. Wie einem alten Bild entstiegen, pafften sie dichte Rauchwolken aus langstieligen Pfeifen mit verzierten Deckeln, die typisch sind für unsere Urkantone.

In verschiedenen Gesprächen mit älteren, aber auch mit einigen jungen Leuten schimmerte immer wieder ein großes Heimweh durch. Viele sagten mir: «Ich habe nur einen Wunsch: noch einmal meine Heimat zu sehen, bevor ich sterbe.»

Zwei Monate hatte ich in Buenos Aires verbracht; der Zeitpunkt der Abreise war gekommen. Bei meiner Ankunft hatte ich niemanden gekannt, und nun brauchte ich zwei Wochen, um mich von allen meinen neuen Freunden zu verabschieden.

In Brasilien

Zuerst begab ich mich nach São Paulo. Zwei Schweizer Freundinnen holten mich am Flughafen ab und begleiteten mich in ein Haus, das ein Industrieller der Moralischen Aufrüstung zur Verfügung gestellt hatte.

Noch nie in meinem Leben habe ich die Schönheiten der Natur so bewußt erlebt wie in diesem Land mit seinem angenehm milden Klima. Der Winter war kaum zu Ende, und schon füllten Rosen und Orchideen in üppiger Pracht die Gärten. Die Bäume blühten in

flammenden Farben. Man hätte glauben können, in einem fruchtbaren, wohlhabenden Land zu sein. Doch hinter dem augenfälligen Reichtum verbarg sich auch großes Elend.

São Paulo ist eine Industriestadt, in der hart gearbeitet wird. Im Laufe einiger Jahre ist sie so enorm gewachsen, daß die Einwohner selbst sagen, die Hochhäuser seien wie Pilze aus dem Boden geschossen. Welcher Kontrast zwischen dieser sauberen und solid gebauten Stadt und den unweit davon gelegenen Blechbaracken, den «Favelas»! In den dorfähnlichen Randsiedlungen hausen Tausende von Menschen in schmutzigen Löchern eng zusammengepfercht ohne Trinkwasser und einfachste hygienische Einrichtungen. Angesichts dieses Elends begriff ich, daß hier der Haß und die Verbitterung überhandnehmen können, wenn nicht überzeugte Menschen ans Werk gehen, um in gemeinsamer Anstrengung diese Zustände mit allen Mitteln zu ändern.

Von São Paulo reiste ich weiter nach Rio de Janeiro, einer Stadt mit immerwährendem Sonnenschein. Sie ist märchenhaft mit ihren blumenreichen Anlagen und ihren Stränden, die von einem tiefblauen Meer bespült werden und das ganze Jahr zum Baden einladen.

Hier hatte ich Gelegenheit, Hafenarbeiter zu treffen, und meine Besuche bei ihnen zuhause haben mich tief beeindruckt. Trotz der Enge der kleinen Wohnungen – oft müssen bis zu sieben Kinder das gleiche Schlafzimmer teilen – herrschte beinahe überall eine fröhliche und dankbare Stimmung. Was war wohl geschehen, und welches war das Geheimnis dieser Fröhlichkeit?

Es war nicht immer so gewesen. Doch vor einigen Jahren hatten sich Frauen und Mütter dieser Hafentarbeiter entschieden, ihre ganze Kraft für eine bessere Welt einzusetzen. Sie hatten ihr eigenes Leben in Ordnung gebracht und waren mit ihren Männern ehrlich geworden über alles. Einige hatten Nachbarinnen, mit denen sie seit langem im Streit gelebt hatten, um Verzeihung gebeten. Mehrere unter ihnen trafen sich jeden Morgen um acht, um die Gedanken zusammenzutragen, die ihnen vorher in einer Zeit der Stille gekommen waren. Gemeinsam suchten sie, wie die Familien im ganzen Land das wahre Glück finden könnten.

Rund vierzig dieser Ehepaare, die nicht kirchlich getraut gewesen waren, hatten um den Segen der Kirche gebeten und setzten nun ihren Glauben in die Tat um.

Die Männer, welche ihrerseits ihren Frauen gegenüber und am Arbeitsplatz begangenes Unrecht in Ordnung gebracht hatten, wurden die Initianten revolutionärer Veränderungen im Hafen. Da ihnen das Schicksal ihres eigenen Landes und das der Welt am Herzen lag, beschlossen sie, ihre Geschichte niederzuschreiben und zu verfilmen. So entstand unter großen Opfern der Film «Männer von Rio», der in viele Sprachen übersetzt und in zahlreichen Ländern der Welt gezeigt worden ist.

Hunderte von Häuschen

Ein hoher Beamter in Rio machte sich schon lange Sorgen wegen der entsetzlichen Lage der Bewohner der Favelas. Eines Morgens kamen ihm während einer Zeit

der Stille die Namen zweier für die Favelas verantwortlicher Männer in den Sinn. Er lud sie zu einer Vorführung des Filmes der Hafendarbeiter «Männer von Rio» ein. Diese beiden Männer beschlossen, ihn in den dreiunddreißig Favelas von Rio vorzuführen, und zwar jede Woche in einem anderen Viertel. Sie baten die Hafendarbeiter, ihnen dabei zu helfen.

Eine Favela war so verrufen, daß sich keine Frau aus der Stadt hineinwagen konnte. Doch am Abend, als der Film dort gezeigt werden sollte, lud man eine Freundin und mich zu diesem Anlaß ein. Da es in diesen Elendsvierteln keine Straßennamen gibt, wurden wir von den verantwortlichen Leuten abgeholt. Die Nacht brach herein, und man führte uns – zu unserem Schutz – in eine Wohnung. Sie ging auf den freien Platz hinaus, auf dem der Film gezeigt werden sollte. In diesem Zimmer gab es nur einen Tisch mit drei oder vier Stühlen, eine Kommode und ein Kruzifix, doch herrschte eine freundliche Atmosphäre. Hier fühlten wir uns ehrlich gestanden doch sicherer als im Freien.

Auf dem Platz war inzwischen der Projektionsapparat aufgestellt worden. Unbeweglich verharrte die Menge stehend während der zwei Stunden, die der Film dauerte – Junge und Alte, auch Mütter mit ihren kleinen Kindern auf den Armen. Am Schluß der Vorführung drängten viele zu uns herein, um mit uns zu reden. Frauen zupften mich am Kleid, um mir verständlich zu machen, sie wollten mich zu einer Tasse Kaffee einladen. Da meine Übersetzerin nach allen Seiten Auskunft geben mußte und mir nicht helfen konnte, begnügte ich mich damit, Hände zu schütteln und zu

lächeln, und mit der Sprache des Herzens verstanden wir uns.

Diese Veranstaltungen schufen einen neuen Geist. Die Vertreter der Favelas nahmen mit den Behörden Kontakt auf. Als Folge davon wurden einige Jahre darauf Hunderte von elenden Behausungen abgerissen und an ihrer Stelle ganze Dörfer aus kleinen Häusern mit den nötigen sanitären Einrichtungen erbaut. Dieses Beispiel machte Schule und hatte Auswirkungen, an die zuvor niemand geglaubt hatte.

Ich hatte den Wunsch, über Nordamerika heimzu- reisen, um auch dieses vom Süden so verschiedene Land kennenzulernen. Wieder sorgte Gott auf wunderbare Weise für alle meine Bedürfnisse. Ich bestieg in São Paulo das Flugzeug, welches Brasilien überquerte und die Anden überflog. Wir blickten auf den berühmten, von Gletschern umrahmten, etwa viertausend Meter hoch gelegenen Titicacasee hinunter. Zusammen mit dem tiefblauen Himmel und der funkelnden Sonne war er ein einzigartiger Anblick. Alle Fluggäste drängten von einem Fenster zum andern, um sich das prächtige Panorama nicht entgehen zu lassen.

In Lima holte mich die Tochter meiner Schwägerin ab. Ich hatte vierundzwanzig Stunden Aufenthalt und mußte am folgenden Tag um Mitternacht weiterfliegen. Nach meiner Ankunft lud mich meine Nichte zu einer Tasse Kaffee ein.

Wir befanden uns in einer der Hauptstraßen, deren Läden den Touristen handwerkliche Gegenstände anbieten. Plötzlich brachte ein unterirdisches Grollen die Bank, auf der wir saßen, ins Wanken. Ich fragte mich,

ob ein schwerer Lastwagen oder vielleicht eine U-Bahn diese Erschütterung verursache. Doch ehe ich eine Frage stellen konnte, sah ich, wie sich Panik in den Gesichtern der Menschen malte. Auf einen Schlag sprangen alle auf; Männer und Frauen bekreuzigten sich und flüchteten in Richtung Hauptplatz, ohne sich um die Bezahlung im Restaurant zu kümmern.

Meine Nichte rief mir auf spanisch etwas zu, das ich nicht verstehen konnte, und stürzte mit den andern davon. Da begriff ich, daß es ein Erdbeben war. Doch ehe ich in eine der engen, mir gefährlich scheinenden Gassen eilte, überlegte ich einen Augenblick. Da ich weder der Landessprache mächtig war noch den Heimweg kannte, hatte ich wie blitzartig den Gedanken, nur ja meine Nichte nicht zu verlieren, und rannte hinter ihr her. In diesem Moment hörte das Beben auf.

Es gibt wohl kaum eine totalere Unsicherheit als das Bewußtsein, daß der Erdboden sich jeden Moment öffnen und uns verschlingen könnte. Ich wurde mir der ständigen Angst derer bewußt, die in diesen Gebieten leben, wo von einem Augenblick auf den andern eine ganze Bevölkerung vernichtet werden kann.

Trotz den Sekunden des Schreckens, in denen ich nicht tapferer gewesen war als alle anderen, hatte ich bei einem Stoßgebet eine eigenartige Ruhe verspürt, und eine innere Stimme sagte mir: «Hab keine Angst, du wirst hier nicht sterben.» Als aber in dieser Nacht das Flugzeug mit mir in Richtung New York startete, war ich doch sehr erleichtert.

Heimkehr

Nach dreizehn Stunden bewegten Fluges über Panama und Kuba landeten wir am Bestimmungsort. Der Reichtum und der Materialismus der USA gaben mir ein unbehagliches Gefühl. Übrigens verspürte ich dasselbe bei meiner späteren Rückkehr in die Schweiz. Mir schien, alle lebten und arbeiteten nur, um reich zu werden und zu genießen, und diese Verblendung hindere sie daran, die große Gefahr zu sehen, in welcher sich die Welt in Wirklichkeit befand. Ich hatte das Gefühl, daß am Tage, an dem man sich dessen bewußt würde, jede Rettung zu spät käme. So beschloß ich, mich mehr denn je ohne Rast und Ruh dafür einzusetzen, daß die Menschen erwachen und wieder an ihre Mitmenschen denken und für sie leben.

Während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten erfuhr ich, daß meine Schwägerin Marie im Flugzeug, das sie zu einem Urlaub in die Schweiz bringen sollte, einen Schlaganfall erlitten hatte. Sie lag in einem Krankenhaus in der Schweiz und wünschte sehr, mich zu sehen. So beschleunigte ich meine Abreise und nahm Abschied von dem Land mit seinen weiten Horizonten, das uns Schweizern anstelle unserer eng begrenzten Sicht eine größere Vision geben kann.

Als ich Marie wiedersah, fand ich sie so verändert, daß ich erschrak. Der Schlaganfall hatte gewisse Hirnzellen beschädigt, so daß sie sich nicht mehr auf spanisch, sondern nur noch auf deutsch, in ihrer Muttersprache, verständlich machen konnte. Entgegen meiner Befürchtung wurde sie durch diese erneute Prüfung

nicht verbittert, sondern sie zeigte eine heitere Ruhe, die sie nie zuvor gehabt hatte.

Eines Abends vor dem Zubettgehen zog sie ein zerknittertes Papier aus ihrer Handtasche. Zu meiner Überraschung war es ein Gebet, das ich in Argentinien für sie abgeschrieben hatte, damit sie es in Stunden des Alleinseins und der Verzweiflung wieder lesen könne. Sie bat mich, es ihr vorzulesen, was ich nun jeden Abend tat, solange sie in der Schweiz weilte.

Ein andermal erklärte sie ihrem Arzt: «Ich habe alles verloren: mein geliebter Mann ist tot, ich kann nicht mehr sehen und nicht mehr deutlich sprechen. Aber ich habe Gott gefunden. Gibt es ein größeres Geschenk?»

Ich war nach Argentinien gereist, um meiner Familie beizustehen, und wenn ich mich heute frage, wer durch diese Erfahrung am meisten empfangen hat, muß ich sagen, daß ich es bin.

EINE NEUE BACKSTUBE

Nach der Rückkehr von dieser großen Reise, die mich die Nöte der Welt noch intensiver hatte fühlen lassen, war ich glücklich, wieder an den Konferenzen in Caux mitarbeiten zu können.

In diesem Konferenzzentrum hilft jeder bei der Arbeit im Hause mit. Während vieler Jahre war ich zusammen mit anderen in der Backstube tätig, einem Raum ohne Fenster, in dem früher Brot gebacken wurde. Es stand uns nur eine improvisierte Einrichtung zur Verfügung, die uns sehr ermüdete. Hier bereiteten wir jeden Tag einfaches, aber schmackhaftes Teegebäck für einige Hundert Personen zu. Diese Arbeit ließ uns Frauen unsere wahre Bestimmung wiederentdecken: Herzen und Haus ständig offen zu halten im Dienste aller, um mitzuhelfen, einen Geist brüderlicher Gastfreundschaft in der Welt zu verbreiten.

Eines Morgens erwachte ich mit dem Gedanken, der Zeitpunkt sei gekommen, unsere Backstube umzubauen. Meine Freunde waren alle der gleichen Meinung, doch mußte zuerst das Geld dafür gefunden werden, denn die Moralische Aufrüstung verfügt über keine finanziellen Reserven. Wir hatten den Gedanken, alle

unsere Freunde und Bekannten brieflich zu informieren. Spenden von fünf bis hundert Franken begannen hereinzukommen, und schließlich waren es hundertfünfzig Personen, die mithalfen, die nötige Summe zusammenzutragen. Eine junge Frau von der «Grande Aventure», die ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, übergab mir sogar tausend Franken. Zwei Gärtnerlehrtöchter sandten uns ihr zusammengespartes Taschengeld «aus Dankbarkeit für das, was sie beim Arbeiten in der Küche von Caux bekommen hatten». Zwei Holländerinnen schenkten uns einen sehr großen Geldbetrag.

Es brauchte neun Monate ständigen Einsatzes, bis das Geld beisammen und die neue Backstube entstanden war, in der wir so viele Stunden bei sorgfältiger Arbeit verbringen würden. Zu Beginn der Sommerkonferenz waren die Bauarbeiten beendet. Die großen Rühr- und Knetmaschinen, die neuen Backöfen und die ganze Einrichtung ermöglichten nun ein viel rascheres und rationelleres Arbeiten. Zur Einweihung veranstalteten wir ein köstliches Buffet-Essen mit vielen Freunden und den Bauarbeitern.

Am Abend ging ich sehr müde, aber voller Dankbarkeit auf mein Zimmer. Immer wieder sagte ich: «Danke, Herr, danke für alle die Wunder, die in den letzten Monaten geschehen sind!» Ich versprach, in den nächsten Tagen auszuruhen. Kaum hatte ich diesen Vorsatz gefaßt, glitt ich aus und schlug heftig gegen eine Mauerecke. Kopf und Hüfte schmerzten sehr, und mühsam schleppte ich mich bis zu meinem Bett. Ich legte mich nieder in der Hoffnung, morgen würde es besser gehen.

Statt dessen mußte ich mit einem Schenkelhalsbruch ins Krankenhaus gebracht werden. Mit der Arbeit in der schönen Backstube war es nun leider nichts, und die mir aufgezwungene Ruhe sollte sehr viel länger dauern als jene, die ich mir selber vorgenommen hatte. In der Stille der folgenden Nächte hatte ich Zeit zum Nachdenken, und meine vertraute innere Stimme sagte: «Schon seit langem wollte ich dir zu verstehen geben, daß du deine Möglichkeiten überschreitest. Aber du warst getrieben von deinem Pflichtgefühl und Ehrgeiz, und das hat dich gehindert, mir zu gehorchen.» Wieder einmal hatte ich Gottes Vergebung nötig. Im Krankenhaus wurde mir klar, daß Gott nichts tut, um uns zu bestrafen, wohl aber um uns neue Dinge zu lehren. So sagte er mir einmal: «Wenn ihr euch auch entschlossen habt, ganz mir zu dienen, so werde ich euch deshalb weder Prüfungen noch Leid ersparen. Die Welt soll sehen können, ob ich, Gott, in euren Herzen auch in Zeiten der Prüfung siegreich bin.» Sogleich begriff ich, daß ich mich nicht mehr fragen sollte, warum mir dieser Unfall zugestoßen war, und ich beschloß, nicht mehr an mich, sondern an meine Umgebung zu denken.

Meine Bett Nachbarin war eine junge krebskranke Frau, mit der ich schnell Freundschaft schloß. Bald konnten wir zusammen im Neuen Testament lesen, beten und unsere Gedanken austauschen. Sie machte sich Sorgen um ihren Mann und ihre beiden kleinen Kinder. Nach und nach fand sie den inneren Frieden, und wenn sie abends Besuch bekam, herrschte eine echte, fast fröhliche Familienatmosphäre. Wir blieben bis zu ihrem Tod miteinander verbunden, und ich glaube,

unsere Freundschaft gab ihr oft Mut in den letzten Tagen ihres Lebens.

Damals sah ich ein, daß ich mein Dasein nicht durch harte Arbeit zu rechtfertigen brauche. Auch wenn wir körperlich nicht stark sind, betraut uns Gott oft mit neuen Aufgaben, die unsere ganze Zeit und unsere Gebete erfordern.

Die Zeit meiner Prüfungen war aber noch nicht zu Ende. Einige Monate nach der Entlassung aus dem Krankenhaus befiel mich eine Lungenentzündung. Als sie überstanden war, fühlte ich mich so schwach und elend, daß ich nur den einen Wunsch hatte: allein irgendwohin zur Erholung zu fahren. Freunde boten mir eine kleine Ferienwohnung am Thunersee an. Bei der Ankunft bemerkte ich einen schönen Lehnstuhl, und ich sagte zu Gott: «Das wird dein Platz sein während meines Aufenthaltes hier. Mit dir werde ich nie allein sein.» Ich verspürte ein heftiges Verlangen, zu Gott ein neues Verhältnis zu finden.

Was aber war in meinem Herzen geschehen? Ich mußte mir eingestehen, daß ich nicht nur körperlich geschwächt, sondern auch von einer großen Bitterkeit erfüllt war. Eine Freundin hatte mich vor einigen Monaten sehr verletzt. Wir hatten einander zwar für unsere Gefühle um Verzeihung gebeten, doch die Wunde in mir war nicht geheilt. Ich verbrachte manche Stunde auf meinen Knien und bat Gott, daß er mich von mir selbst befreien und mir neue Kräfte und neuen Lebensmut schenken möge. Wieder einmal begriff ich, daß guter Wille allein nicht genügt, um von Verbitterung frei zu werden. Erst als ich demütig wurde und mir

meine Motive ehrlich eingestand, konnte Gott mich heilen und mir den Sieg verleihen.

Viele Menschen leiden unter Depressionen. Könnte diesen nicht manches Mal, wie es bei mir der Fall war, eine Verbitterung zugrunde liegen, die man sich nicht eingestehen will? Ich bin sehr dankbar für diese Prüfung. Sie hat mich gelehrt, noch mehr von Gott abhängig zu sein.

Und gerade in jener Zeitspanne, einer der schwierigsten meines Lebens, hatte Gott eine seiner größten Überraschungen für mich bereit.

INDIEN

Etwas ganz Unerwartetes

Eine Freundin, Frau N., die Witwe eines Industriellen aus St. Gallen, hatte aus Indien eine Einladung erhalten von Rajmohan Gandhi, einem Enkel des Mahatma. Er hatte dort mit seinen Freunden ein Zentrum der Moralischen Aufrüstung aufgebaut. Frau N. war über fünfundsiebzig Jahre alt, und diese Einladung nach Indien erschreckte sie. «Ich soll nach Indien reisen?» hatte sie ausgerufen. «Und mein Haus? Mein Garten? Wer soll mir das Gepäck tragen? Und erst noch die Impfungen! Nein, nein, nicht jetzt! Vielleicht werde ich dann nächstes Jahr daran denken.»

Einige Tage später lud sie mich mit einem befreundeten Ehepaar zum Frühstück ein. Sie eröffnete uns, Gott habe sehr klar zu ihr gesprochen; sie spüre, sie müsse die Einladung annehmen und dürfe sie nicht auf nächstes Jahr verschieben. «Was wirst du tun?» fragte ich. «Wenn Gott so deutlich spricht – wie könnte ich da nein sagen!» erwiderte sie. «Ich habe sofort meinen Freunden aus Indien zugesagt, so daß ich nicht mehr zurückkriechen kann.»

Alle Ängste und Hindernisse schienen wie weggeblasen. Dann wandte sie sich zu mir und sagte: «Heute früh in der Stille kam mir der Gedanke, ich solle dich einladen, mich nach Indien zu begleiten.»

Jetzt war ich es, die erschrak. Ich hatte mich zwar immer sehr für die Geschehnisse in jenem Land interessiert und hatte gewünscht, einmal hingehen zu können. Aber ich sagte mir: «Nur nicht gleich jetzt!»

Ich fühlte mich noch zu schwach für eine solche Reise und hatte große Bedenken. Ich wußte, daß ich ohne klare innere Weisung dieses neue Abenteuer nicht riskieren konnte. In der folgenden Nacht fand ich keinen Schlaf. Ich überlegte und betete, und plötzlich schien mir, als ob Gott da wäre, gerade neben mir, und sage: «Erinnere dich daran, was ich alles für dich getan habe. Selbst wenn ich dich durch Prüfungen gehen ließ, geschah es aus Liebe, um dich zu mir zu ziehen und von mir abhängig zu machen. Und jetzt öffne ich dir einen neuen Weg. Auch das geschieht aus Liebe.» – «Wenn es wirklich in deinem Plan ist, werde ich gehen», antwortete ich.

Alle Angst war verschwunden, und auf der ganzen Reise, die wundervoll, wenn auch nicht immer einfach war, verlor ich meinen Frieden nie.

Diese Reise ließ mich oft an meine Schulzeit denken. Geographie war mir verhaßt gewesen. Als Kind armer Leute hatte ich mir in den Kopf gesetzt, ich würde nie auf Reisen gehen können, und ich wollte nur das lernen, was mir für meine Zukunft nützlich erschien. Ich weigerte mich, die Namen ferner Städte, Meere und Flüsse zu lernen, die ich sowieso nie sehen und sogleich

wieder vergessen würde. Wenn der Lehrer eines von uns zur Weltkarte rufen wollte, versuchte ich mich hinter den andern Schülern zu verstecken. Aber o weh! Er kannte meine Schwäche und hieß mich mit verschmitztem Lächeln erst recht nach vorne kommen. Das war zwar schrecklich demütigend, besserte mich aber keineswegs. Wie oft habe ich später meinen Trotz bedauert und mich geschämt, daß mir auch die einfachsten Kenntnisse über die verschiedenen Länder der Welt abgingen.

So mußte ich als jemand, der wenig wußte, nicht viel Kraft besaß und nicht sehr gewandt war, doppelt auf den zählen, der uns nie im Stich läßt.

Ohne Handtasche

Unsere Abreise fiel in eine Zeit, in der verschiedene Flugzeugentführungen vorkamen. Einige Tage zuvor war eine Maschine der Swissair in der jordanischen Wüste verbrannt worden, und eben jene Gegend sollten wir auf der Route nach Indien überfliegen. Manche Leute sagten, sie würden jetzt um keinen Preis ein Flugzeug besteigen. Ich fragte Frau N. am Telefon, ob sie nicht Angst habe, gerade jetzt zu reisen. «Nein», sagte sie fast verwundert, «und du, hast du Angst?» Da sich die Lage etwas beruhigt hatte, entschlossen wir uns zum Abflug.

Im Flughafen Zürich war die Kontrolle sehr streng. Wir starteten und überflogen den Mont Blanc beim Sonnenuntergang. Welch einzigartiges Panorama! In

Genf stiegen weitere Passagiere zu, unter ihnen der Premierminister von Sri Lanka. Alle warteten ungeduldig auf die Weiterreise. Das Lämpchen vor uns glühte auf zum Zeichen, daß wir uns anschnallen sollten. Aber noch immer liefen die Motoren nicht an.

Auf einmal kam über den Lautsprecher die Stimme des Kapitäns, der uns aufforderte, die Maschine aus Sicherheitsgründen zu verlassen. Schweigend und mit klopfendem Herzen begaben wir uns in eine Wartehalle, wo wiederum einer nach dem andern von Kopf bis Fuß einer Kontrolle unterzogen wurde. Als alles durchsucht war, nahm man uns die Handtasche ab und gab uns eine Kontrollnummer. Auf meine Frage, wann wir sie wieder bekämen, erhielt ich zur Antwort: «In Bombay.» Das war ein neuer Schock. Ich durfte meinen Paß behalten, während meine Freundin ihr Scheckbuch verlangte. Endlich kam der Abflug, mit drei Stunden Verspätung.

Erst unterwegs wurde uns bewußt, wie hilflos wir ohne unsere Handtaschen waren. Wir schauten uns an und hätten beinahe laut herausgelacht. Gott hatte uns beim Wort genommen. Wir hatten uns ihm anvertraut; jetzt erst merkten wir, wie viele große und kleine Sicherheiten sich in unseren Handtaschen befanden: Flugkarte, Geldbörse, Brille. Ich konnte nicht lesen; wir hatten keinen Kamm, um unser Haar in Ordnung zu bringen, keine Bonbons zum Lutschen, kein Medikament für den Notfall. Alles war weg. So mußten wir nun reisen bis zur Mittagszeit des nächsten Tages. Schuld an der Verspätung war, wie man uns sagte, eine plötzliche Warnung gewesen, es würde etwas Schlimmes im Flug-

zeug geschehen. Daraufhin hatte man alles sorgfältig kontrolliert. Die Atmosphäre blieb aber gespannt, und auf den Gesichtern stand Besorgnis geschrieben. Wir beteten, im Herzen eines jeden möge die Angst dem Frieden Platz machen. Vielleicht war es das, was uns als Passagiere zu einer Familie werden ließ.

In Athen wurde die Maschine sofort von Militär mit schußbereiten Gewehren umringt; man kam sich vor wie im Krieg. Wir flogen weiter in Richtung Karachi über die persische Wüste. Um drei Uhr morgens ging die Sonne auf und erhellte plötzlich endlose Sandrücken. Endlich, um zwölf Uhr, kamen wir am Ziel an.

Bombay

Voll tiefer Dankbarkeit stiegen wir aus dem Flugzeug. Zum ersten Mal atmeten wir die heiße Luft von Bombay ein. In der Flughalle machten die riesigen Ventilatoren an der Decke großen Lärm. Es wimmelte von Menschen. Unsere Handtaschen lagen mitten in der Halle auf einem Haufen am Boden. Eine Stewardess sagte einfach: «Nehmen Sie, was Ihnen gehört!» Alle stürzten wir uns auf unsere Taschen. Jeder fand die seine und stellte erleichtert fest, daß noch alles drin war.

Eine englische Freundin holte uns ab und führte uns durch Bombay. Bald fuhren wir durch Straßen mit schönen Geschäften und gutgekleideten Leuten, bald ging es durch Elendsviertel, wo die Menschen nur zerlöcherter Fetzen auf sich trugen. In den kleinen Straßen

sind die Läden offen und schmal. Die Verkäufer sitzen mit gekreuzten Beinen auf dem Tisch und warten auf die Kunden. Kinder irren in den Straßen umher, weil sie nirgends zu Hause sind. Wenn man diese Not gesehen hat, bleibt eine schmerzliche Beklemmung in einem zurück.

Noch am gleichen Abend brachte uns ein kleines Flugzeug nach Puna, einer Stadt mit einer Million Einwohnern, von wo die Straße nach Panchgani hinaufführt. Am frühen Morgen wurde ich vom gellenden Ruf der Straßenhändler geweckt. Dies erinnerte mich an meine Kindheit, denn auch in unserem Dorf hatte es Ausrufe gegeben. Auf unserer Fahrt nach Panchgani kamen wir wieder durch Straßen voller Menschen, Kinder, Tiere aller Art – Hunde, Schweine, Kühe, Ziegen, Ochsen –, alles bunt durcheinander inmitten eines Hupkonzerts. Wir konnten nicht anders als lachen, in Ausrufe ausbrechen und Vergleiche mit der Schweiz anstellen.

In Panchgani

Je höher wir stiegen, umso grüner wurden die Wiesen. Die Regenzeit war beinahe zu Ende, und Bergblumen erfreuten unser Herz. Panchgani liegt in einer malerischen Gegend, umringt von tiefgrünen Hügeln. Die Erde ist rotbraun und felsig. Uralte knorrige Bäume erscheinen wie dunkle Flecke in der Landschaft. Beim Sonnenuntergang war es ein einzigartiges Bild.

Nun waren wir endlich angekommen. Fahnen verschiedener Länder – auch die schweizerische – flatterten am Eingang zum Park. Feuerrote Geranien schmückten das große Haus.

Wir befanden uns auf einem Bauplatz. Dank der Spenden Tausender von Freunden aus Asien, Europa und anderen Kontinenten hatten schon zwei Gebäude errichtet werden können, und nun waren die Bauarbeiten für ein drittes Haus in vollem Gange. Darin sollte es einen Speisesaal, eine Konferenzhalle und ein Theater geben. Architekten aus verschiedenen Ländern stellten ihre Arbeit unentgeltlich zur Verfügung; ein australischer Gewerkschafter, der mit seiner Frau für zwei Jahre hierhergekommen war, überwachte die Schreinerarbeiten, und die indischen Lieferanten hatten sich zu bedeutenden Preisreduktionen bereit erklärt.

Etwa hundert Arbeiter, Männer und Frauen, waren am Bau beschäftigt. Manche von ihnen wohnten weit unten im Tal, kamen jeden Morgen herauf und gingen abends wieder nach Hause, was bis zu zweieinhalb Stunden Fußmarsch bedeutete. Es gab keinerlei Maschinen, welche die Arbeiten erleichtert hätten, denn es galt möglichst viele Menschen zu beschäftigen, damit sie ihr tägliches Brot verdienen konnten.

Die Verantwortlichen leiteten nicht nur die Arbeit, sondern wachten auch darüber, daß jeder glücklich und zufrieden war und einen Sinn für sein Leben fand. Manche dieser Arbeiter sagten: «Selbst wenn wir anderswo einen höheren Lohn bekämen, würden wir nicht von hier weggehen.»

Die Landwirtschaft

In einem Zentrum, das von Hunderten von Menschen besucht wird, auch von vielen Ausländern, stellt die Verpflegung Probleme. In der Umgebung ist der Boden so trocken, daß die Bauern die Hoffnung aufgegeben haben, es könne darauf etwas gedeihen. Panchgani selbst ist wie eine Oase in der Wüste. Man hat Anlagen gebaut, in denen das Wasser in der Regenzeit gesammelt und dann zum Bewässern gebraucht wird. Als wir durch die Gärten spazierten, waren wir sprachlos über alles, was da wuchs: Tomaten, die sich röteten, große Beete mit Bohnen und anderem Gemüse, eine Menge beinahe reifer Erdbeeren, so daß uns das Wasser im Mund zusammenlief, und ein großes Kartoffelfeld (eine Seltenheit!), das zur Ernte bereit war. In einem Teich nahe beim Haus tummelten sich rote und gelbe Goldfische. Das Gras für die Kühe stand schon hoch und war kräftig grün. Blumenbeete in allen Farben sorgten dafür, daß man die Häuser immer schmücken konnte. Nach der Regenzeit sprießt die Vegetation mit solcher Schnelligkeit, daß man jeden Tag Fortschritte beobachten kann.

Ein Landwirt aus Neuseeland und seine Frau hatten ihre Farm verlassen, um hier beim Einrichten des Bauernhofes mitzuhelfen. Eines Tages trafen die ersten Kühe ein, ein Geschenk von australischen Freunden. Heute ist der Stall voller Kühe, die nicht nur die in Indien üblichen drei Liter Milch geben, sondern sieben und acht Liter im Tag. Was man selber nicht braucht, wird an die Schulen des Dorfes Panchgani verkauft, wo

es sehr willkommen ist. Der Milchmangel ist in Indien ein großes Problem. Gewöhnlich können nur Kinder und alte Leute Milch bekommen. Freunde aus Luxemburg sandten die ersten Hühner; heute gibt es deren Hunderte. Was für eine Freude, alle die Eier einzusammeln!

Die Nachbarn

In der Umgebung von Panchgani gibt es wie in den andern Teilen Indiens Tausende bitterarmer Bauern und arbeitsloser Bettler. Viele von ihnen sind nach Panchgani gekommen um zu sehen, was hier vor sich geht, oder um an einer Konferenz teilzunehmen. Ich habe verschiedene getroffen, die das Trinken und Rauchen aufgegeben haben, um mit dem so gesparten Geld ihre Kinder zu ernähren.

Viele hatten ihr Stück Land vernachlässigt, weil sie dachten, es wachse doch nichts darauf. Als sie sahen, was alles um unser Zentrum herum gedeiht, erwachte ihr Verantwortungsgefühl, und sie fingen wieder an ihren Boden zu bebauen. Leute, die sonst nur zwei bis drei Stunden im Tag gearbeitet hatten, leisteten nun ein Tagewerk von sieben oder acht Stunden. Andere, die miteinander zerstritten waren, fingen an zusammenzuarbeiten, und die Erträge wurden bedeutend größer. Sie produzieren nun genug für den Eigenbedarf und können sogar mit anderen teilen oder etwas zu der Konferenz beitragen. Diese Dinge blieben in der Um-

gebung nicht unbemerkt, so daß auch Mitglieder der regionalen Regierung sich dafür zu interessieren begannen.

Gäste aus aller Welt

Es war kurz vor einer Konferenz. Das Haus, der Garten, ja sogar die Straßen wurden eifrig mit kleinen Besen gekehrt, wozu die Inder fast am Boden kauern. Sagten wir ihnen in ihrer Sprache guten Tag – «Namaste!» –, dann leuchteten ihre großen Augen, und sie legten die Hände zum Gruß zusammen.

Die Teilnehmer an der Konferenz kamen von Australien, Neuseeland, von mehreren Ländern Asiens, Afrikas und Europas. Sie gehörten ganz verschiedenen Religionen an. Wie sollte man all diese Rassen, Religionen und Denkweisen in einer Stoßkraft vereinen, die fähig wäre, die Welt zu verändern? Nur Gottes Wirken vermag dies. Frank Buchman lehrte uns: «Wenn der Mensch horcht, spricht Gott; wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott.»

An einer Versammlung erfuhren wir, daß an jenem Abend noch fünfhundert Rupien für die Entlohnung der Arbeiter fehlten. Nach einem Moment der Stille gab jeder, was er konnte. Ich machte mir Sorgen wegen der Arbeiter. Aber wie erleichtert und froh waren wir, als am Abend die Männer und Frauen mit ihrem Lohn nach Hause gingen. Ihre Gesichter drückten Freude aus, und einige zählten beim Weggehen lächelnd die Geldscheine. Sie wußten, was sie damit tun würden.

Ich verstand sie und freute mich von ganzem Herzen mit ihnen, denn der Zahltag in der Fabrik ist mir noch in lebhafter Erinnerung.

Auch Frau N. und ich erhielten Gelegenheit, unsere persönlichen Erfahrungen von Änderung weiterzugeben. Die Leute waren überrascht, die Frau eines Industriellen und eine ehemalige Arbeiterin zusammen reden zu hören. Wir scherzten oft und sagten, meine Freundin vertrete die Kapitalisten und ich die Proletarier.

Eines Tages kam eine Industriedelegation an: der Direktor, leitende Angestellte und Arbeiter eines Betriebes. In jener Fabrik hatte es einige Tage zuvor schwere Zusammenstöße und einen Toten gegeben. Die Männer standen sich sehr mißtrauisch gegenüber. Im Zentrum von Panchgani lernten sie, auf die innere Stimme zu hören; das führte jeden Tag zu neuen Versöhnungen zwischen ihnen. Sie beschlossen, miteinander einen neuen Geist in ihre Fabrik und in die Wirtschaft des Landes zu tragen.

Jeder Konferenzteilnehmer half bei den Arbeiten im Hause mit. Die indischen Männer sind solches nicht gewöhnt, und für viele war es die erste derartige Erfahrung. Manchmal hörte man schallendes Gelächter. Ein Gewerkschafter erzählte vergnügt: «Heute habe ich etwas getan, was ich mir nie hätte träumen lassen: ich habe in der Küche Gemüse gerüstet. Meine Frau wird mir das nicht glauben, darum habe ich mich zum Beweis fotografieren lassen.»

Den tiefsten Eindruck aber machten auf mich zwei Männer von der Kaste der «Unberührbaren». Der Ma-

hatma nannte diese Menschen «Kinder Gottes». Früher konnten sie weder zur Schule gehen noch einen Beruf erlernen. Bei einer Tasse Tee erzählte uns einer von ihnen, wie sein Leben umgewandelt wurde, als er auf die innere Stimme hörte. Er hatte darauf für die Kinder seiner Kaste eine Abendschule eingerichtet, die jetzt von zweihundertfünfzig Schülern besucht wird. Er fand Lehrer, die den Kindern das Alphabet beibringen. «Aber», sagte er uns, «ich möchte, daß sie nicht nur lesen und schreiben können, sondern auch lernen, als ehrliche Menschen in unserer Welt zu leben, die so voller Korruption ist.»

Der Mann wohnt in einer kleinen Hütte mit zwei Räumen. Der eine dient als Küche, im andern schlafen zehn Personen: seine eigene Familie und die seines Bruders. Er selbst steht morgens sehr früh auf und hält auf dem kleinen Balkon eine Zeit der Besinnung.

Mich annehmen wie ich bin

Es war mir aufgefallen, wie viele dieser in materieller Armut lebenden Menschen ein kindlich einfaches Herz haben, das ihnen ermöglicht, unbelastet von europäischem Intellektualismus die Stimme Gottes zu hören.

In meiner Jugend hatte ich keinen Beruf erlernen können, weil uns dazu das Geld fehlte. Recht oft hatte ich deswegen andere beneidet, denn ich stellte mir vor, daß ich mit mehr Bildung mehr hätte ausrichten können in der Welt. In Panchgani begriff ich wirklich, daß es nicht sosehr auf die Bildung ankommt, wenn man

Gott dienen will. Mein Kontakt mit den Indern hat mir geholfen, mich ein für allemal so anzunehmen, wie ich bin.

Vielleicht zum ersten Mal konnte ich zu Gott sagen: «Danke, daß du mich als ganz einfache Frau geschaffen hast.» Wenn ich aber den zurückgelegten Lebensweg überdenke, so scheint es mir, auch ich sei durch eine Universität gegangen – jene des Lebens.

Das Neujahrsfest

Wir hatten das Glück, im November am großen Diwalifest teilzunehmen, das für die Inder etwa soviel bedeutet wie für uns Weihnachten oder Neujahr. Viele von ihnen schließen dann die Buchhaltung ab; ein neues Jahr fängt an. Das Fest ist ein Symbol des Lichtes; alle Häuser werden von oben bis unten gereinigt und mit Kerzen geschmückt, sogar die Straßen werden gekehrt. Wer es sich leisten kann, kauft sich neue Kleider.

Bei der Hauptzeremonie sitzen alle mit gekreuzten Beinen in der Runde auf dem Boden und essen den Curry bei Kerzenlicht. Wir etwas älteren Ausländer saßen auf Stühlen um einen Tisch herum. Der Brauch will es, daß die Brüder ihren Schwestern ein Geschenk geben als Dank für das gute Essen, das sie zubereiten. Manchmal spielen sie ihnen auch einen kleinen Streich. Es herrscht eine fröhliche Atmosphäre.

Nach dem Essen gehen alle in die Nacht hinaus unter den herrlichen Sternenhimmel. Feuerwerk wird abgebrannt, und zwar nicht nur zum Vergnügen und zur

Augenweide; es ist auch eine religiöse Handlung, mit der die bösen Geister verjagt werden. Nach der indischen Religion soll jeder vor diesem Fest sein Leben in Ordnung bringen und mit reinem und freiem Herzen das neue Jahr antreten.

Abschied von Panchgani

Ende November verließen wir etwas wehmütig diesen Ort, wo wir so viele neue Freunde gefunden hatten.

Es war ein wunderbarer, sonniger Tag. Auf der Autofahrt ins Tal hinunter kamen wir hin und wieder an kleinen Tempeln vorbei. Die davorsitzenden Bettler warteten auf Besucher und hofften, einige Münzen zu bekommen. An einem Teich wuschen Frauen in bunten Saris ihre Wäsche; die einen schlugen die nassen Wäschestücke kräftig gegen die Steine, die anderen breiteten sie auf dem Gras zum Trocknen aus.

Weiter unten begegneten wir einer Zigeunertruppe. Was für ein farbenprächtiges und fröhliches Bild – wie aus einem Bilderbuch meiner Kindheit! Mitten im Zug trotteten einige Eselpaare, immer zwei und zwei mit einer Stange verbunden. Diese Esel trugen die Zigeunermütter mit ihren Säuglingen. Zwischen den Eseln baumelten an den Stangen Körbe voll der verschiedensten Dinge. Manchmal tauchte daraus sogar ein höchst zufriedenes Kindergesicht auf. Den Zug entlang wachten Hunde, daß alles geordnet vor sich ging. Die Zigeuner

waren über und über mit Schmuck bedeckt: an der Nase, um Kopf und Hals, am Gürtel, an Händen und Füßen. All das glitzerte in der Sonne, so daß es uns beinahe blendete. Ich hätte mir diese Leute nicht vorstellen können in unserer westlichen Zivilisation; dort aber sahen sie glücklich aus.

Ein kleines Flugzeug brachte uns nochmals für einige Tage nach Bombay. Noch tiefer empfanden wir hier die Armut des Landes, als wir Familien sahen, die auf den Gehsteigen leben und nicht einmal ein schützendes Dach haben. Dieser Anblick schnürte uns das Herz zusammen. Man fragt sich, wie es möglich ist, daß so viele Menschen ungerührt an diesem Elend vorbeigehen. Wir begriffen, daß die Not wohl zu groß ist. Vor diesem riesigen Problem schirmt man sich ab und wird hart, denn nur so kann man sich schützen. Wäre ich nicht überzeugt, daß Änderung überall in der Welt möglich ist, so nähme ich wahrscheinlich dieselbe Haltung ein. Ich wünsche sehnlichst, daß das Licht der Hoffnung, das in Panchgani leuchtet, sich immer weiter über das riesige Land ausdehnt.

Delhi

Während Bombay eine alte Stadt ist, wo man sich unmittelbar vom indischen Leben umgeben sieht, fühlt man sich bei der Ankunft in Delhi eher erleichtert, da die Armut hier weniger zutage tritt. Es gibt zwar auch hier Elendsviertel, andererseits aber doch mehr Annehm-

lichkeiten. Man merkt, daß man sich am Sitz der Regierung befindet. Neben den sehr beeindruckenden öffentlichen Gebäuden gibt es auch alte Festungen und einen riesigen zoologischen Garten, wo wir weiße Tiger sahen.

Delhi liegt weiter nördlich als Bombay, und es ist dort weniger heiß. Im November und Dezember ist Winter, aber Frau N. und ich genossen sonnige Tage, und wir benützten unsere Schirme nur zum Schutz vor der Sonne. Morgens und abends konnte man indessen Indern begegnen, die dicke Halstücher trugen und große, warme Decken um sich geschlungen hatten. Zuerst glaubten wir, sie seien krank, bis wir merkten, daß dies ihre Winterkleidung war. Da es in den Häusern weder Heizung noch Kaminfeuer gibt, sah man sie abends draußen ihren Curry um ein wärmendes Feuer herum essen. Wie gemütlich erschienen uns diese Familienszenen, die wir durch die raucherfüllte Luft betrachten konnten!

Eines Tages wurden wir mit unseren Freunden zu einem Curry-Abendessen bei einem Politiker eingeladen. Sein Vater wird heute als Nationalheld verehrt, und sein Denkmal steht im Herzen der Stadt. Unser Gastgeber selbst war zur Zeit unseres Besuches einer der Führer der Oppositionspartei. Mit seiner Frau hatte er vor vielen Jahren an einer Konferenz in Caux teilgenommen. Er war überzeugt, daß sein Land absolute moralische Maßstäbe braucht, und so wünschte er, einige von seinen politischen Freunden mit uns zusammenzubringen. Zwölf kamen, begleitet von ihren in prächtige Saris gehüllten Frauen.

Da ich von der indischen Politik nichts verstand, fragte ich mich, was wir hier tun sollten. Ich hatte die Einladung erst nach langem Zögern angenommen. Doch in einer Zeit der Stille kam mir der Gedanke, einfach mich selber zu sein und der Gastgeberin Blumen zu bringen, obwohl das dort nicht üblich ist.

Als ich der Hausherrin vorgestellt wurde und ihr die Blumen überreichen wollte, rief sie leise aus: «Nicht für mich, aber für meinen Mann. Er hat Geburtstag!» – «Herzliche Glückwünsche!» sagte ich und überreichte ihm die Blumen. Meine Befangenheit verschwand angesichts seiner Freude.

Wenn man sich in Delhi aufhält, muß man unbedingt auch die Stadt Agra besuchen, wo sich der Taj Mahal befindet. Das ist ein Tempel mit einem Grabmal, ganz aus Marmor, den ein Großmogul zum Andenken an seine geliebte Frau errichten ließ – eines der sieben Weltwunder.

In Agra wohnte ich zum erstenmal in einem großartigen internationalen Hotel. Am meisten beeindruckten mich die Diener in ihren prächtigen Gewändern, ihren rosa und grünen Turbanen, ihrer würdevollen Haltung und der Art, wie sie bedienten, ohne sich bemerkbar zu machen oder zu stören. Einer von ihnen erzählte mir, er sei schon sieben Jahre hier angestellt und sehr glücklich. Aus eigener Erfahrung weiß ich, was es heißt, von morgens bis abends andere zu bedienen, und ich mußte mir eingestehen, daß ich meine Aufgaben bei weitem nicht immer mit solcher Hingabe erfüllt hatte. Ich sagte mir: «Ist es nicht gerade diese Bereitschaft zu dienen, die wir am meisten benötigen – in unseren Betrie-

ben, unseren Familien? Könnten wir doch lernen, wieder mehr füreinander zu sorgen!»

Bei der Frau des Ministers

Zur Frau eines Ministers auf Besuch zu gehen, war ungefähr das letzte, das ich mir hätte vorstellen können. Aber in Gottes Plan ist alles möglich. Gerade vor unserer Heimreise wurden wir von einer Dame eingeladen, deren Gatte Minister in der Regierung eines der großen indischen Teilstaaten mit etwa fünfzehn Millionen Einwohnern ist. Wir kamen mit etwas Herzklopfen an und beteten im stillen. Aber die Frau empfing uns mit solcher Herzlichkeit und Würde, daß meine Angst völlig verschwand. Kaum saßen wir in ihrem gemütlichen Salon mit den schönen alten Möbeln, so bestürmte sie uns mit Fragen: «Warum sind Sie nach Indien gekommen? Was denken Sie von unserem Land? Was für Erfahrungen haben Sie hier gemacht?» Durch ihre Fragen ermutigt, erzählten wir, was uns die indischen Menschen in ihrer Einfachheit und Bescheidenheit gelehrt hatten und welche Überzeugungen wir für ihr Land und die Welt haben.

Als sie erfuhr, daß Frau N. schon über fünfundsiebzig Jahre alt sei, daß sie jeden Tag auf die innere Stimme höre und Gott zu gehorchen versuche, ja, daß sie auf diese Weise nach Indien gekommen sei, rief sie aus: «Bitte bleiben Sie in Indien! Wir brauchen die Hilfe von Frauen, wie Sie es sind.» Sie begleitete uns zum Auto und wiederholte: «Bitte kommen Sie wieder!»

Die Abreise

Zwei Tage später verließen wir Indien. Ich saß im Flugzeug am Fenster und erblickte in der Ferne eine Kette von Schneebergen. Ganz aufgeregt fragte ich eine Stewardess, ob es das Himalayagebirge sei. Und schon wurde dies vom Kapitän über den Lautsprecher bestätigt. Zwanzig Minuten lang glitten die majestätischen Gletscher im gleißenden Licht unter uns vorüber. Es war die Erfüllung eines Traumes.

Diese Indienreise bedeutete für Frau N. wie für mich die Krönung unseres Lebens. Aber wir freuten uns auch, in die Heimat zurückzukehren. Hier stellte ich überrascht fest, daß viele Leute in der Schweiz glauben, das größte Problem Indiens sei die Armut. Rajmohan Gandhi hatte uns jedoch gesagt: «Wir brauchen materielle Hilfe, aber wenn ihr Europäer uns all euer Geld gäbet, bis ihr selber arm wäret, so hättet ihr uns doch noch nicht geholfen. Denn vor allem brauchen wir Männer und Frauen, die uns eine Antwort bringen auf Korruption und Gewalt und die uns lehren zu arbeiten und Einigkeit zu finden.»

IN DER TÜRKEI

«Wir müssen die ganze Welt in unserem Herzen tragen», hat Frank Buchman oft gesagt. Ich fragte mich jeweils, wie das möglich wäre.

Ein paar Jahre nach meiner Indienreise wohnte ein türkisches Mädchen zwei Monate lang bei uns, weil es Französisch lernen wollte. Durch dieses Mädchen habe ich Eigenart und Bräuche der Türkei verstehen lernen.

Bald darauf luden ihre Eltern und einige an der Moralischen Aufrüstung interessierte türkische Freunde eine Gruppe von Frauen aus Europa in ihr Land ein.

Unsere Freunde hatten sorgfältig für jeden Tag ein Programm vorbereitet. Bei den Mahlzeiten in verschiedenen Familien und in Gaststätten, beim Besuch der Stadt Istanbul mit ihren Moscheen und wundervollen Museen wurden Freundschaftsbande fürs Leben geknüpft. Wir lernten, zusammen auf die innere Stimme zu hören und einander teilnehmen zu lassen an dem, was uns am meisten am Herzen lag. Wir erkannten, daß die Verschiedenheit von Tradition und Religion uns nicht hindert, miteinander für ein gemeinsames Ziel zu arbeiten: für eine Welt ohne Haß und Spaltung.

Für die Türkei stellt sich die große Frage, was für einer Zukunft sie entgegengeht; negative Kräfte sind besonders unter der jungen Generation unentwegt am Werk. Doch dieses warmherzige Volk mit seiner einzigartigen Gastfreundschaft ist gewiß dazu bestimmt, einen wichtigen Beitrag in der Welt zu leisten.

Ein Jahr später spürte ich in einer Zeit der Besinnung, daß ich wieder in die Türkei zurückkehren sollte. Da ich aber andere Pläne hatte, war ich überhaupt nicht bereit zu gehorchen. Ich behielt diesen Gedanken drei Wochen lang für mich. Erst als er mir keine Ruhe mehr ließ und ich den inneren Frieden verlor, war ich schließlich bereit, meinen Eigenwillen brechen zu lassen und für alles offen zu sein. Ich sprach mit Freunden darüber, und diese zweifelten nicht daran, daß dieser Plan eines zweiten Besuches in der Türkei die richtige Eingebung war.

So reiste ich denn von neuem, diesmal mit einer Freundin, der Witwe eines Pfarrers. Unser Aufenthalt dauerte fünf Wochen, und in dieser ganzen Zeit wurden wir immer wieder zu den verschiedenartigsten Zusammenkünften in Familien eingeladen. Oft fühlten wir uns hilflos, aber jeden Abend gingen wir auf die Knie und beteten, und Gott schenkte uns neue Kraft und Weisung, so daß wir uns selber sein und das weitergeben konnten, was er uns zeigte. Da habe ich verstanden, daß auf diese Weise allmählich die ganze Welt in unser Herz einziehen kann.

SCHLUSSWORT

Ich bin am Ende meiner Erzählung angelangt. Inzwischen bin ich siebzig geworden; nie hätte ich angesichts meiner wenig robusten Gesundheit geglaubt, dieses Alter zu erreichen. Ich habe Grund zu großer Dankbarkeit: Obwohl ich zweimal einen Schenkelhalsbruch erlitt, kann ich wieder gehen; obwohl ich dreimal an den Ohren operiert werden mußte, kann ich wieder hören.

Nun zähle ich also zu den Betagten. Aber was bedeutet das wirklich? In meiner Jugend sprach man nie vom Problem des Alters. Ich denke an meine Großeltern, die dreizehn Kinder aufgezogen haben und bis zu ihrem achtzigsten Lebensjahr jeden Morgen in den Keller hinunterstiegen, um zu weben. Eine Altersversicherung gab es damals nicht. Trotzdem hörten wir sie nie über jemanden klagen, noch hätten sie etwas gefordert. Sie waren arm, aber eines Herzens, und sie nahmen Gott ernst.

Für mich, die ich seit über dreißig Jahren ohne jeden Lohn aus dem Glauben gelebt habe, bedeutet das monatliche Eintreffen der Altersrente ein großartiges Geschenk. Ich möchte immer dem Staat und denen, die dieses wunderbare Sozialwerk geschaffen haben, meine

Dankbarkeit ausdrücken. Es ermöglicht mir, mit einer Freundin eine kleine Wohnung zu teilen, und zum ersten Mal in meinem Leben kann ich sagen: «Ich bin bei mir zuhause.»

Ich weiß aber, daß das nicht genügt, um im Alter glücklich zu sein. Ich kenne zwar viele Menschen, gesunde und kranke, die ihre alten Tage mutig und fröhlich zubringen und anderen Mut machen. Doch bedrückt es mich zu sehen, wie so viele andere unter uns den Sinn ihres Lebens nicht mehr zu erkennen vermögen und nicht mehr zu wissen scheinen, wofür oder für wen sie leben. Eines Tages, als ich krank und kraftlos war, sagte ein befreundeter Theologieprofessor zu mir: «Wenn es in jedem Haus einen kranken Menschen gäbe, der für seine Umgebung und für die Welt betete, sähe sie anders aus.»

Ob jung oder alt – hat die Welt uns nicht alle dringend nötig? Das Alter kann uns nicht daran hindern, auf Gott zu horchen und zu gehorchen. General MacArthur hat einmal gesagt: «Man wird nicht alt durch die Anzahl der Jahre, die man gelebt hat. Man wird alt, weil man seine Ideale aufgegeben hat. Die Jahre graben Furchen ins Gesicht; die verlorenen Ideale graben sie in die Seele.» Der Apostel Paulus schreibt im zweiten Korintherbrief (4,16): «Darum werden wir nicht müde, sondern ob unser äußerlicher Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert.»

Als man mich bat, meine Lebensgeschichte zu schreiben, tat ich es aus Gehorsam, einer inneren Überzeugung folgend. Im Neuen Testament, das ich aufschlug, stieß ich auf den Satz: «Wir haben aber solchen Schatz

in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns» (2. Kor. 4,7). Im Geist sah ich ein Gefäß vor mir, aus dem eine Quelle hervorsprudelte. Eine innere Stimme sagte mir: «Dies ist dein Leben, es ist menschlich und alltäglich, doch voller Wunder, die ich für dich getan habe. Schreibe es auf!»

Ich bin nicht intellektuell begabt, sondern eine ganz einfache Frau. Mit Zittern habe ich deshalb geschrieben, im vollen Bewußtsein meiner Unfähigkeit. Mit Gottes Hilfe und der Hilfe von Freunden, denen ich unendlich dankbar bin, ist schließlich dieses Buch entstanden. Daß ich so viel erleben durfte, ist nicht mein Verdienst. Gott hat es alles gegeben und mich wunderbar geführt; ihm gebührt die Ehre und der Dank.

Ich glaube, daß Tausende von Menschen wie ich diese Erfahrung machen können: Es gibt Gott, und er liebt uns; er spricht zu uns und schafft Wunder. Ich bin überzeugt: er hat einen Plan für jeden von uns, der nach einem Sinn für sein Leben sucht.